Im Strom der Zeit.

Roman

aus der Zeit Kaiser Leopold des Ersten

von

Bernd von Guseck.

Vierter Band.

Prag, 1860.
Kober & Markgraf.
(Früher: J. L. Kober.)

Prag, Druck von Jarosl. Pospišil.

Inhalt.

Viertes Buch.

Freier Pfad.

Erstes Capitel.

Anschuldigung.

Der Winter war vorübergegangen und nach ihm der Lenz und der Sommer im nimmer rastenden Laufe der Jahreszeiten. Schon brausten wieder die Herbststürme durch die blätterlosen Bäume auf den Waldbergen und trieben ihr unheimliches Spiel um die Thürme der Stadt. Wie viel hatte sich im Verlaufe dieser Monate verändert! Die frohe Jugend bemerkt das weniger, sie sieht die Wogen der Zeit gleichmüthig dahin rauschen, oft möchte sie deren Eile noch beschleunigen, wenn ihr ein lockendes Ziel winkt, das sie nicht heute oder morgen erreichen kann, und sie lacht dazu, wenn ihr gesagt wird, daß jeder Tag weiter ein Schritt mehr zum Alter, zum Grabe ist. Das weiß sie ja selbst, aber es sind der Schritte noch so viele, daß sie eine Ewigkeit scheinen. Anders denkt das reife Alter: für dieses ist der Spätherbst eine ernste Mahnung an

die Vergänglichkeit, es stellt dann gern eine Rückschau an in die Vergangenheit, und über wie viele Gräber schöner Hoffnungen hinweg schweift dann der Blick bis in die längst entschwundenen Tage, wo Alles nur schimmernde, reich blühende Gegenwart war! Wohl dem, welcher dann getrost sein Auge auch vorwärts richten kann auf den unbekannten Tag, der seine Erdenzukunft beschließen wird, getrost in dem Bewußtsein, recht gehandelt und auf den Wegen des Herrn gegangen zu sein! —

Viele mochten an dem trüben Novembertage, der sich nur um Mittag ein wenig erhellt hatte, in den Mauern der Kaiserstadt an der Donau von tief ernsten Gedanken heimgesucht worden sein, aber Keiner vielleicht mehr, als der greise Herrscher selbst. Kaiser Leopold stand einsam in seinem Zimmer der Burg und schaute mit schweren Betrachtungen beschäftigt durch die Fensterscheiben hinab auf seine treue Stadt; sein geistiges Auge umfaßte aber in diesem Momente mehr, als sein Blick unten erschauen konnte, es richtete sich hinaus auf sein ganzes geliebtes Volk, dem wiederum die furchtbarsten Prüfungen bevorstanden. Wie lebendig war in seiner Brust der Wunsch, sie ihm zu ersparen! Der fromme Monarch, in dessen Character der Grundzug Güte und Friedensliebe war, hatte sich während seiner langen Regierung in immer neue Kriege verwickelt gesehen, welche unsägliche

Opfer von seinem Lande gefordet hatten; der letzte, welcher seinen Thron mit Vernichtung, Deutschland mit allen Schrecken eines türkischen Einbruchs bedrohte, war glorreich beendigt und hatte Habsburgs Recht auf die Krone von Ungarn endlich durchgesetzt, und schon erhob sich von anderer Seite eine fremde, räuberische Hand, das Recht seines Hauses anzutasten! Kaiser Leopold konnte seinem Lande den Frieden erhalten, Ströme von Blut und tausendfache Opfer ihm ersparen: er durfte nur sein gutes Recht dem Fremden dahingeben, sich geduldig den Raub gefallen lassen! Wenigstens hätte er dann eine kurze Frist gewonnen, bis die Habgier ihre niegesättigten Augen weiter auf ihn gerichtet hätte, zu neuen Forderungen durch seine Schwäche ermuthigt — und der greise Herrscher wäre unterdessen vielleicht zu seinen Vätern versammelt worden und hätte das nicht mehr erlebt! Wie gern hätte er jetzt schon das Nahen des Friedensengels begrüßt, der ihn hinüber=führen sollte, die Palme des ewigen Lebens zu empfangen! Aber noch war seine Stunde nicht gekommen und der schwere Kampf ihm nicht erspart, den ein Fürst von seinem hohen Berufe durchdrungen in solchen ernsten Momenten, wo an seinem Worte das Glück und Elend von Millionen hängt, innerlich durchzukämpfen hat.

Der Kaiser neigte in Demuth sein Haupt und betete um Erleuchtung von Oben.

Im Herzen der Stadt aber, auf den Straßen und Plätzen regte es sich schon: das Volk wollte Antwort geben auf die Frage, welche sein Schicksal betraf. Ein dumpfes Brausen, wie von fernen grollenden Wettern, drang hinauf bis zum Burgplatz; wildes Toben, lautes Rufen und Schreien — von Zeit zu Zeit einmal Stille, dann um so wüthender das Aufstürmen der erregten Leidenschaft. Volksaufruhr zu Wien? Nicht anders! Es war ein Aufruhr des Volkes, aber wie ihn die Fürsten mit Hochgefühlen vernehmen, ein Aufruhr des Volkes für die Ehre und die Macht seines Herrscherhauses, getragen von der Liebe und Begeisterung, welche freudig das Höchste und Letzte zum Opfer bringt, in dem freudigen Kampfe für Thron und Vaterland! So war es im Jahre 1700 zu Wien, so möge es in alle Ewigkeit sein!

Am Minoritenplatze war ein besonders lebhaftes Gedränge: dort lag der Palast des greisen Rüdiger Grafen Stahremberg, des Hofkriegsrathspräsidenten. Wie hätte das Volk von Wien vergessen können, daß Er einst die Kaiserstadt glorreich gegen die Türken vertheidigt hatte! Von ihm, dessen Gewicht im Rathe des Kaisers vom Volke vielleicht überschätzt wurde, hofften sie nun die kräftigsten Maßregeln, um die Schmach, welche dem Erzhause drohte, mit voller Machtentfaltung abzuwehren.

Der König von Spanien, dessen Leben schon lange

nur noch einer sterbend flackernden Flamme glich, war endlich entschlafen, mit ihm der Letzte des ältesten Zweiges der Habsburger, Kaiser Karl des Fünften Nachkommenschaft. Die Krone von Spanien und Indien mit dem herrlichen Länderbesitz in den Niederlanden, obschon theilweise bereits durch Ludwig XIV. beraubt, mit den Perlen Italiens: Mailand, Neapel, Sicilien, Sardinien, seit Jahrhunderten schon habsburgisch Land — wem konnte sie nach klarem Rechte anders zufallen, als der jüngern, allein noch bestehenden Linie des Erzhauses, von Karl des Fünften Bruder, Kaiser Ferdinand dem Ersten, entsprossen? Auch war Alles geschehen, dies Recht, an sich schon unantastbar, durch feierliche Urkunden zu bekräftigen und vor fremden, unbegründeten Ansprüchen zu bewahren. Prinzessinnen aus dem spanischen Hause, welche französischen Königen vermählt worden, selbst Ludwig's XIV. Gemahlin, hatten allen aus ihrer Geburt etwa herzuleitenden Rechten auf spanische Lande ausdrücklich entsagt. Und dennoch war das Unerhörte geschehen! Nach dem Tode Karl des Zweiten hatte sich ein Testament vorgefunden, in welchem der Enkel des Königs von Frankreich, der Herzog Philipp von Anjou, zum alleinigen Erben der Krone von Spanien und ihrer weiten Besitzungen in vier Erdtheilen erklärt wurde.

Diese Nachricht war es, welche sich zu Wien, nach-

dem sie dem Hofe die Bestätigung seiner längst gehegten Befürchtungen gegeben, auch unter der Bürgerschaft mit Blitzesschnelle verbreitet hatte, und nun tobte das Volk in wilder Aufregung durch die Straßen und verlangte Krieg, Krieg!

„Wenn er nur aufsäße und ritte hinauf zur Burg!“ schrieen sie auf dem Minoritenplatze und streckten auffordernd die Hände zum Stahremberg'schen Palast empor. „Der Kaiser würde ihn schon hören!“

„Der Kaiser läßt schon seit gestern keinen Menschen vor!“ hieß es von anderer Seite.

„Ja, ja! Man kann sich's denken! Die Schändlichkeit, der hinterlistige Verrath! Wie mag unser frommer, edler Kaiser davon betrübt sein! — Das Testament ist erlogen, ist falsch! Es kann gar der König sein eignes Fleisch und Blut nicht vergessen haben! Ist er nicht auch ein Abkomme des Max, wie unsere Majestäten? Sie haben's gefälscht, die treulosen Spanier, erkauft von den Franzosen! Was, sollen wir das dulden? Haben wir die Welschen in hundert Schlachten geschlagen von Alters? Wir wollen ihnen zeigen, daß Oesterreich noch Kraft hat!“

„Habt Ihr's gehört, Meister, vom römischen König?“ rief eine laute Stimme.

„Nein, nein! Was ist? Erzählt!“ schrie die Menge.

„Er hat dem französischen Gesandten, dem Villars, heftig angelassen, daß nur die Ränke Frankreichs diese Erbschleicherei durchgesetzt —“

„Recht so, recht so!“ schrieen sie. „Es muß noch besser kommen!“

„Ist schon geschehen!“ rief ein Anderer überlaut. „Im Theater hat der römische König den Degen gegen den Franzmann gezogen, und wenn ihn die Königin nicht abgehalten hätte —“

Ein wilder Jubel des Beifalls erstickte die weitere Rede, und gleich darauf folgte ein donnerndes Lebehoch auf den jungen Fürsten, zum Beweise, wie sehr kräftiges Thun immer der Zustimmung des Volkes gewiß ist. Niemand zweifelte an der Wahrheit dieser Geschichte, und doch war sie entstellt; König Joseph hatte nur gegen seine Gemahlin, indem er die Hand an den Degengriff legte, mit einem Blicke auf den entfernt sitzenden Gesandten des Königs von Frankreich geäußert: Ich wollte, wir gingen den Franzosen gleich zu Leibe! Ein Page oder sonst Jemand von der Hofdienerschaft mochte diese halblaute Aeußerung gehört und weiter erzählt haben, worauf sie die entstellte Fassung gewonnen hatte.

Da wurden die Thorflügel des Stahremberg'schen Palais geöffnet, und der wohlbekannte Wagen, in welchem der Hofkriegsrathspräsident zu den Sitzungen des

Conferenzraths fuhr, rollte zur unermeßlichen Freude der Menge hervor. Ein neuer, tausendstimmiger Zuruf begleitete ihn auf seinem Wege zur Burg. Der alte Feldmarschall saß in kräftiger Haltung, die er auch noch zu Pferde zeigte, in seinem Wagen und dankte den Leuten rechts und links, doch meinten Viele, die ihn in längerer Zeit nicht gesehen, er sei doch sehr gealtert, und es wäre wohl besser, wenn in so wichtiger Zeit ein jüngerer Mann an der Spitze stände.

„Prinz Eugen!" schrie es auf einmal in der Menge.

Und wie auf ein Commando setzte sich die Masse, langsam erst, dann immer entschiedener in Bewegung: es war wie ein Strom zur Frühlingszeit, der seine Eisdecke abwirft. Nach der Himmelpfortgasse ging es, wo das neuerbaute Palais des Prinzen von Savoyen stand. Aber dort hatten sich längst andere Volkshaufen gedrängt, welche dem ruhmgekrönten Feldherrn, den man bald wieder als kaiserlichen Generallissimus siegreicher Heere zu sehen hoffte, schon mehr als ein Vivat gebracht, obgleich er gar nicht in seinem Hause anwesend war.

Aus diesem tobenden Volkstreiben sich loszureißen, war für Jeden, den es einmal gefaßt hatte, eine schwierige Aufgabe, und willenlos wurde Mancher, selbst aus den vornehmsten Ständen, der zufällig in eine solche Strö-

mung gerathen war, eine lange Zeit mit fortgedrängt. So auch ein Cavalier, der aus der innern Stadt seinen Weg nach dem Kärnthnerthor gesucht hatte, aber von einer plötzlich daherflutenden Menge, die er nicht zu theilen vormochte, weit von seinem Ziele abgezogen worden war. Endlich gelang es ihm doch, sich an einem Durchhause, das er kannte, zu befreien und durch dasselbe in stillere Gassen zu kommen, wo er, wenn auch auf Umwegen, die Richtung wieder gewann, die er eine Weile hatte aufgeben müssen.

Wie wohl that ihm die freie Luft, als er die finstere Wölbung des Thores und die Brücke hinter sich hatte! Er athmete leichter und schritt langsam durch die Vorstadt, welche seit seiner langen Abwesenheit von Wien unter den Segnungen des Friedens immer mehr angebaut worden war. Der Frieden stand nun wohl auf dem Spiele, ja er hätte sich nur mit Schmach erkaufen lassen, und der Hochadel Oesterreichs, welchem der ernste Mann, der allein durch die Vorstadt schritt, von Geburt angehörte, ging an Eifer für die Ehre der Krone allen treuen Söhnen des Vaterlandes mit leuchtendem Beispiel voran. Es waren auch Gedanken solcher Art, welche die Seele des Einsamen beschäftigten; seine persönlichen Interessen gingen in diesen höhern völlig unter: wie hätte ihm sein eigenes Schicksal, das er nicht ändern konnte und

das er trug wie ein Mann, in Momenten, wie der jetzige, wo es sich um das Heil oder Verderben eines halben Erdtheils handelte, noch bedeutend erscheinen können? Er stellte sich die Lage der Dinge vor, so weit er sie überschauen konnte; die Persönlichkeiten, welche berufen waren, durch Entschluß und That in den Gang der Begebenheiten einzugreifen, traten ihm lebhaft vor die Seele. Er kannte sie ja Alle.

An seinen eigenen Vater mußte er denken, als er sich dessen einstiger Wohnung in Gumpendorf näherte. Als Vicekanzler hatte Graf Leopold Wilhelm Königsegg bei seiner Erfahrung in Staatsgeschäften nächst dem Hofkanzler Grafen Strattmann sonst das unbedingte Vertrauen des Kaisers besessen, und sein Rath war immer noch bis zu seinem Tode im hohen Alter gern gehört worden. Der Sohn stellte sich die Frage, wie dieser Rath seines Vaters unter den jetzigen Verhältnissen ausgefallen sein würde. Dann faßte er die Personen in das Auge, welche jetzt dem Kaiser am nächsten standen. Auch Kinsky, welcher die auswärtigen Angelegenheiten bis dahin größtentheils geleitet hatte, war gestorben, und die Staatsgeschäfte ruhten nun ganz in der Hand des Grafen Harrach. War er, welcher zu Madrid den Intriguen des französischen Gesandten bei den spanischen Staatsmännern erlegen war, die das Ohr ihres sterbenden Königs

besaßen, war er der Mann dazu, in der gegenwärtigen Lage Kraft und Nachdruck zu entwickeln, auf welche es doch allein ankam? Kaunitz, der an Königsegg's Stelle Reichsvicekanzler geworden war, hätte den Bedürfnissen der Zeit mehr entsprochen, aber seine Gesundheit war schwankend. Die einzige Hoffnung stand auf dem Fürsten von Salm, der für das energische Princip in der Conferenz des Kaisers galt und darin getreulich von dem Oberstkämmerer Grafen Karl Waldstein unterstützt wurde. Gab es denn aber hier noch ein Schwanken und Zaudern, wo die Ehre gebot, das Schwert zu ziehen?

Unter diesen Gedanken war Graf Königsegg an die Pforte des Gartenpalais gelangt. Gestern Abend erst aus Tirol zu Wien angekommen, war es ihm jetzt erst möglich gewesen, seine Stiefmutter zu besuchen — so sehr hatten ihn die dienstlichen Geschäfte, in welchen er vom Obercommando an den Hofkriegsrath gesendet worden war, in Anspruch genommen. Als ihm die Thüre geöffnet wurde und er hier das alte bekannte Gesicht des Dieners erblickte, dieser ihm auf Befragen sagte, daß seine Mutter anwesend sei, und sich entfernte, um ihn anmelden zu lassen, wehte den Grafen ein heimisches Gefühl an, und die Wogen der Politik, die ihn bis jetzt umrauscht hatten, rollten zur Ferne und ließen wieder die näher liegenden Interessen der Menschen, um die er Sorge trug,

in den Vordergrund seiner Seele treten. Er mußte hier ja endlich manchen Aufschluß erhalten, den er bis jetzt vergeblich gesucht hatte.

Die Gräfin Francesca war überrascht von der Ankunft ihres Sohnes, von welcher sie keine Ahnung gehabt; sie war nicht angekleidet, und wiewohl sie sonst auch ihre Stiefkinder nie anders empfing, als wenn sie vollständige Toilette gemacht hatte, so zögerte sie doch jetzt keinen Augenblick, den Grafen anzunehmen.

Er trat ein, sie kam ihm entgegen und hieß ihn herzlich willkommen. Ihr prüfender Blick fand ihn sehr verändert; derselbe Gedanke ging in seiner Seele auf, als er die Mutter in's Auge faßte, doch war er zu fest in seiner Haltung, als daß sich dieser Eindruck durch das geringste Zeichen hätte verrathen sollen.

„Ich freue mich, Sie endlich wieder zu sehen!“ sagte die Gräfin lebhaft, als Beide zu ruhiger Mittheilung neben einander Platz genommen hatten. „Ich habe Ihnen so viel zu erzählen, was ich dem Papiere nicht anvertrauen wollte. Sie wissen, daß ich überhaupt eine schlechte Correspondentin bin.“

Karl Fidelis hatte während der ganzen Zeit seiner Abwesenheit nur wenige, dürftige Zeilen von ihrer Hand erhalten, welche sie ihm, wenn grade eine sichere Gelegenheit zur Armee ging, mitgesendet hatte.

„Ein recht ausführlicher Brief, den ich an Sie geschrieben hatte," fuhr sie fort, „und der Ihnen eine Menge der interessantesten Neuigkeiten melden sollte, ist durch den unglücklichen Zufall, den Sie wissen, zurückgeblieben und bald genug ganz überflüssig geworden, da Alles anders gekommen ist, als wir dachten. Haben Sie Riedau schon gesehen?"

„Ich war heut' früh einen Augenblick bei ihm," erwiederte Karl Fidelis.

„Wie geht es ihm?"

„Er ist ziemlich hergestellt und wird mich, wie ich hoffe, zur Armee begleiten können."

„Was hat er Ihnen erzählt?" fragte die Gräfin etwas zögernd.

„Ueber den Vorfall selbst nichts. Er hat mir offen erklärt, daß er nichts davon sagen dürfe und wolle, ich weiß also gar nichts und hoffe, daß meine gnädige Mutter mich soweit aufklären wird, als sie selbst unterrichtet ist. Sie wissen doch, wie es zugegangen ist?"

Die Gräfin besann sich einen Moment. „Wir wollen uns ganz aussprechen," sagte sie dann. „Beantworten Sie mir nur noch eine Frage. Was hat Ihnen Riedau über" — sie suchte nach einem Worte — „über Ihr Mündel gesagt?"

„Sie erinnern mich an meine Pflichten!" rief Karl

Fidelis heiter. „Warum begrüßt Cajetana ihren Vormund nicht? Sie weiß wohl noch gar nicht, daß ich angekommen bin?“

„Hat Ihnen Riedau gar nichts über Cajetana gesagt?“ wiederholte die Gräfin ihre Frage.

„Ich habe nicht von Cajetana mit ihm gesprochen,“ erwiederte Karl aufmerksam werdend. „Was hat es mit Ihrer Frage für eine Bewandtniß? Ist etwas — zwischen Beiden vorgefallen?“

„Ich sehe schon, Sie wissen von Allem, was sich in meinem Hause vorgetragen hat, gar nichts,“ versetzte die Mutter, „und ich muß denn von vorn anfangen. Damit Sie aber gleich über Cajetana im Klaren sind, so hören sie denn, daß sie gar nicht mehr bei mir ist.“

Karl Fidelis blickte sie betroffen und fragend an, einer weitern Erklärung gewärtig.

„Ich war es mir selbst schuldig, sie aus meiner Nähe zu entfernen,“ fuhr die Gräfin fort, obgleich es ihr sichtlich Ueberwindung kostete. Das hatte Königsegg freilich nicht zu hören erwartet, und es machte auf ihn einen überwältigenden Eindruck: er hatte geglaubt, Cajetana habe das Haus seiner Mutter mit einer gesicherten Stellung am Hofe oder noch besser mit dem eigenen Herde vertauscht als Gattin eines braven Mannes; sollte er sich in ihr so bitter getäuscht haben, daß seine Mutter sich

selbst schuldig geworden, sie aus ihrer Nähe zu entfernen?

„Wo ist sie jetzt?“ fragte er hastig.

„Ich habe natürlich alles Aufsehen vermieden, ihrer Abreise die natürlichste Erklärung gegeben, welche sich zum Glück gewissermaßen von selbst fand, durch ein ganz eigenthümliches Zusammentreffen. Anfangs schwankte ich, ob ich sie nicht in das Kloster zurückbringen sollte, von wo ich sie abgeholt und zu mir genommen hatte. Es wäre vielleicht zu ihrem Heil der beste Entschluß gewesen. Aber dabei hätte sich kaum der Schein retten lassen, den ich um jeden Preis bewahren wollte. So beschloß ich, sie nach Salzburg auf mein kleines Gut zu schicken. Dort weilt sie gegenwärtig.“

„Aber was ist geschehen? Was hat sie gethan?“ forschte Karl Fidelis mit dem höchsten Antheil.

„Ich hatte es so gut mit ihr im Sinne,“ sprach die Mutter. „Ihre ganze Persönlichkeit schien mir geeignet, in der großen Welt Glück zu machen, ich führte sie ein und sie gefiel; es eröffnete sich sogar eine Aussicht für sie, in den Hofstaat der römischen Königin aufgenommen zu werden, was nur absichtlich durch die Caraffa vereitelt wurde, indem sie ein Mißverständniß vorgab. Davon nachher, es betraf meine andere Hausgenossin, Anna Riedau, welche Sie auch nicht mehr bei mir fin-

den; ich bin nun ganz allein! Doch zu Ihrer Mündel zurück. — Was werden Sie sagen, wenn ich Ihnen erzähle, daß ich sogar den alten Cronberg, bei welchem Ihre Bemühungen so ganz gescheitert waren, für Cajetana gewonnen hatte, so daß er sie nicht allein als seine Verwandte anerkannte, sondern sogar eine wahrhaft kindische Zärtlichkeit für sie faßte! Es war mir gelungen, Beide bei einer großen Hofwirthschaft im letzten Carneval zusammen zu bringen, und wenige Tage vergingen, so hielt der Graf bei mir förmlich um Cajetana's Hand an."

„Unmöglich!" rief Karl Fidelis entrüstet. „Der alte Thor!"

„Warum unmöglich, Herr Sohn!" entgegnete Francesca, indem sie ihr schwarzes Feuerauge mit einem Ausdruck bitterer Strenge auf ihn richtete, als wolle sie ihn fragen, wie er ein solches Wort an sie richten könne, eingedenk seines Vaters, der ja auch im Alter noch die Hand eines blühenden Weibes begehrt, freilich auch erhalten hatte. „Daß es geschehen ist, kann ich versichern. Das Anerbieten wurde mit Verachtung zurückgewiesen. An demselben Vormittage aber, wo das geschehen war, empfing das Fräulein während meiner Abwesenheit einen Mann in meinem Hause, von dem Niemand einmal weiß, wie er hinein gekommen ist. Gott sei Dank, kann ich mich

auf die Treue und Verschwiegenheit meiner Leute verlassen und Anna war zum Glück nicht mehr hier. So ist das nicht in die Welt gekommen, und ich habe mich noch dazu verstanden, ihm in den Augen der Dienerschaft eine Art von Scheinrecht zu geben. Nun hören Sie, was sich weiter begeben hat. Der Thürsteher, durch die Klingel zur Pforte gerufen, öffnet dem jungen Riedau und will ihm eben bedeuten, daß ich nicht zu Hause bin, als aus meinen Zimmern ein Mann tritt, den er auch kennt, weil er früher schon mein Gast gewesen. Es ist Graf Pio Colonna. Zwischen Beiden entsteht ein Wortwechsel, dessen Grund der Thürsteher mir nicht angeben konnte — nur das letzte Wort des Grafen Pio hat er verstanden: Fürchten Sie sich? Mir lag darin der ganze Schlüssel, und Ihnen wird nun auch Alles erklärlich sein. Beide entfernten sich dann mit einander; der alte Bastian schloß die Thüre wieder zu — im Hause hatte sich sonst Niemand sehen lassen, und was er sich auch über die Anwesenheit des fremden Mannes in meinen Zimmern, den er nicht eingelassen, für Gedanken gemacht haben mag, so achtet er doch seine Herrschaft zu hoch, um sie auszusprechen. Auf einmal reißt es wieder an der Klingel, als sollte Sturm geläutet werden, ein Knabe steht draußen und schreit ihm zu: An der Gartenmauer liegt ein Sterbender! Dann entflieht er. Der Bastian stürzt hin-

aus, an der Mauer entlang — da findet er Max Riedau in seinem Blute —"

„Zweikampf also mit dem Colonna!" rief Karl Fidelis. „Den Grund ahne ich nun wohl — mein armer Max!"

Mit einem seltsamen Lächeln schüttelte die Gräfin den Kopf. — „So weit scheint freilich Alles klar. Die Leichtsinnige hat den Andern begünstigt, gegenseitige Eifersucht vielleicht zu einem Zweikampfe geführt. Aber wie erklären Sie sich, daß ein kaiserlicher Offizier seinem Gegner den Rücken zeigt? Die Wunde, an welcher Max Riedau fast verblutet wäre, hat ihn von rückwärts getroffen! O staunen Sie nicht. Es gibt der Räthsel noch mehr. Als der Bastian den Verwundeten, der bei ihm wie bei allen Leuten im Hause sehr beliebt war, in seinem Blute gefunden, hat er sich, selbst zum Tode erschrocken, mit Aufbietung aller Kräfte ihn herein zu tragen bemüht, nachdem er ihm wenigstens das Blut mit seinem Halstuch gestillt. Aber er hat es doch nicht vermocht und darum Hülfe herbeirufen müssen, wodurch das ganze Haus in Aufruhr versetzt worden ist. Da hat natürlich auch Cajetana gehört, was sich zugetragen hat, und ist dazu gekommen, hat sich, gleichsam als sei sie wahnsinnig geworden, zu dem Verwundeten, den sie in des Thürstehers Stube getragen, auf die Kniee gestürzt und — was sie

sonst gethan und wie sie sich benommen hat, das will ich lieber gar nicht erzählen, denn ich müßte in ihrer Seele vor Scham vergehen — es war, als sei sie ihres Verstandes nicht mehr Meisterin gewesen. Ich selbst habe es erst durch ausdrücklichen Befehl erfahren, da ich an dem sonderbaren Benehmen meiner Leute sah, daß etwas Verdächtiges dabei vorgefallen sein mußte. Man hatte sie zu beruhigen gesucht, ihr vorgestellt, daß sie die Sorge für den Verwundeten ihnen überlassen müsse — Alles umsonst, sie war nicht zu bewegen gewesen, ihn zu verlassen, hatte selbst Hand angelegt, denken Sie sich, Karl! ihn zu verbinden, und als das geschehen und ein Bote nach dem Arzt geschickt war — — nun, Karl, dann hatte sie den Leuten befohlen, sich zu entfernen: sie werde allein bei dem Kranken wachen!"

Die Gräfin hielt einen Moment inne, um zu erwarten, was ihr Sohn äußern werde; als dieser aber mit dem Ausdrucke tiefster Bewegung sein Auge schweigend auf sie richtete, fuhr sie fort: „Mein Mädchen nahm sich heraus, ihr leise Vorstellungen zu machen, was die Menschen davon denken müßten, und so weiter. Sie gab aber heftig zur Antwort, was die ganze Welt davon denke, sei ihr gleichgültig, sie wisse, was sie thue, und als das Mädchen dann meiner erwähnte, hieß es nur kurz: ich kann mir nicht helfen! und wurde der Befehl wiederholt,

sich zu entfernen, welchem dann auch das Mädchen wie alle Uebrigen zu meiner großen Unzufriedenheit gehorchten. Freilich waren sie daran gewöhnt, ihren Wünschen unbedingt Folge zu leisten, daran bin ich Schuld. — Sie blieb nun mit dem Verwundeten allein, der bis dahin, so versichern wenigstens die Leute, kein Zeichen des Lebens von sich gegeben hatte. Wie lange es gewährt, bis der Arzt gekommen ist, darüber widersprechen sich die Aussagen. Gewiß ist, daß der Arzt, als er endlich erschien, Riedau bei einigem Bewußtsein gefunden hat — und selbst jetzt, es ist schmachvoll! war Cajetana nicht zu bewegen gewesen, das Zimmer zu verlassen. Hier ist mein Platz! Er wird sterben, und ich darf nicht von ihm weichen! So waren ihre Worte gewesen, welche mir der Arzt mit großer Schonung endlich mitgetheilt hat; ich habe auch ihn zum Schweigen verpflichtet und kann mich auf seine Discretion unbedingt verlassen, wovon ich schon aus frühern Zeiten die sichern Beweise habe. Ohne meine Autorität konnte der Doctor hier nichts auszurichten hoffen, er ließ sie daher, um keine noch schlimmere Scene herbeizuführen, gewähren und blieb nur, wofür ich ihm sehr dankbar bin, selbst gegenwärtig bis zu meiner Heimkehr. Sie können sich meine Lage denken. Zum Glück war mir gleich, als man den Wagen kommen sah, mein Mädchen entgegen=geeilt, um mich so geschickt als möglich von

Allem zu unterrichten, sonst hätte ich vielleicht überwältigt von dem ersten Eindrucke des Unerhörten ebenfalls die passende Haltung verloren, durch welche allein es mir möglich wurde, die Unglückselige wieder in die Schranken der Schicklichkeit zurückzuführen. Wie das geschehen ist, will ich Ihnen nicht weitläufig schildern, Sie können überzeugt sein, daß ich das Rechte gefunden habe." — Hier verschwieg die Gräfin allerdings, was sie ungern gestanden haben würde, daß Cajetana auch gegen sie den Muth des Unglücks, der nichts mehr fürchtet, weil er nichts mehr zu verlieren hat, standhaft bewahrt, ja eine Zeitlang selbst ihren Befehlen getrotzt hatte, bis es ihr gelungen war, die zartern Stellen zu finden, wo Cajetana zugänglich war.

„Meine erste Frage an den Arzt war," setzte sie dann ihre Erzählung gegen den Zuhörer, der sich hütete, sie zu unterbrechen, ruhiger fort, „ob der Verwundete nicht in seine Wohnung geschafft werden könne, da ich ihn nicht gern in meinem Hause behalten möchte. Seine Antwort lautete entschieden: Nein! Die Wunde sei höchst gefährlich, der starke Blutverlust habe ihn dermaßen entkräftet, daß er einen Transport nicht aushalten, sondern davon unfehlbar sterben werde. Ich war also zu meinem höchsten Leidwesen gezwungen, ihn in meinem Hause pflegen zu lassen. Beurtheilen Sie mich nicht falsch, Karl!

Ich erscheine Ihnen herzlos, grausam — und doch fühlte ich das innigste Mitleid mit dem armen Max, den ich ja selbst so lieb habe und den ich als Opfer eines traurigen Verhängnisses gefallen sah. Ich hätte selbst über ihm weinen und ihn Tag und Nacht pflegen mögen, da auch seine Schwester, der ich es melden ließ, sich mit Krankheit entschuldigte, und erst sehr spät, als er bereits außer Gefahr war, ein- oder zweimal erschien! — Aber ich durfte mich ja meinen Gefühlen nicht hingeben, wenn ich nicht Alles verderben wollte, ich mußte hartherzig erscheinen, um Cajetana, die sich so unwürdig vergessen hatte, wieder zu sich selbst zu bringen. Ja, ich mußte endlich auch gegen Cajetana hartherzig werden und — sie entfernen. Sie weigerte mir hartnäckig das Versprechen, das Zimmer des Kranken nicht mehr zu betreten; sollte ich in meinem Hause Gewalt brauchen, sie einsperren, sie behandeln, als sie es verdiente, da sie doch bisher wie ein zärtlich geliebtes Kind an meinem Herzen gelegen hatte? Ich wählte das mildere Mittel, Karl: Entfernung! Sie werden mir darin gewiß beipflichten. Meine Erzählung ist zu Ende."

„Was hat sie Ihnen gestanden?" war das erste Wort, durch welches nun Karl Fidelis sein bisheriges tiefes Schweigen unterbrach.

„Sie hatte kein Herz mehr zu mir," antwortete

die Mutter. „Ich suchte sie durch liebevolle Vorstellungen zu bewegen, mir ihr Vertrauen zu schenken — umsonst! Ihre äußern Zeichen der Anhänglichkeit und des Denkens konnten mich nicht rühren, sie waren falsch. Kein Wort, das nur einen Blick in ihr Herz gestattet hätte, floß von ihren Lippen; sie bat mich nur immer, sie nicht zu quälen: sie könne mir ja nicht sagen, wie das Alles so gekommen, sie wisse es ja selbst nicht. Da ließ ich von ihr ab und sie ist nun für mich verloren. Ich will nun Ihre Ansicht hören, was weiter geschehen soll."

„Sie liebt Max Riedau!" sagte Karl Fidelis voll tiefen Mitgefühls.

„Ist das der Fall, wie erklären Sie das Spiel mit dem Andern?" entgegnete die Mutter. „Ueber diesen Punkt, über die Anwesenheit Pio's und ihr Verhältniß zu ihm verweigerte sie mir eigensinnig jeden Aufschluß — sie war jedesmal außer sich, wenn ich wieder davon sprach und ihr das Schlimmste vorstellte, was ihr Schweigen schaden müsse, aber sie konnte sich nicht zu einer Erklärung verstehen: Beweis genug, daß sie sich nicht frei von Schuld fühlte."

„Ich glaube das Gegentheil, liebe Mutter," erwiederte der Graf. „Wir müssen es der Zeit überlassen, diese Räthsel zu lösen. Manches Geheimniß freilich wird mit in das Grab genommen — doch bin ich überzeugt, daß

Cajetana kein Vorwurf trifft. — Ist sie früher abgereist, ehe Max außer Gefahr war?"

Die Gräfin bejahte es. „Ich konnte es nicht ändern," sagte sie.

„Und hat sie Nachricht, daß er gerettet ist?"

„Ich — weiß es nicht; ich stehe mit ihr in keinem Briefwechsel. Vielleicht hat sie es auf anderem Wege erfahren."

Karl Fidelis erwiederte nichts, er hörte es dem Tone der Antwort an, daß seine Frage der Mutter unangenehm gewesen war. Sie schwieg nun auch und Beide verfolgten eine Zeitlang den Lauf ihrer eigenen Gedanken.

„Es muß aber nun ein Entschluß gefaßt werden," begann sie dann von Neuem. „Ich stehe im Begriff, mein Gut zu verkaufen, und damit tritt wieder die Frage an mich heran, was mit Cajetana werden soll. Sie abermals zu mir zu nehmen, ist unmöglich — rathen Sie mir, Karl, was zu thun ist."

„Ich bin Cajetana's Vormund," erwiederte dieser. „Ich habe damit Pflichten übernommen, die ich erfüllen will. Ueberlassen Sie mir die ganze Sorge um das arme Mädchen."

„Sie nehmen die Sache ernst, lieber Sohn — das ist ganz recht; nur sehe ich nicht recht ein, wie Sie für

ein Mädchen sorgen wollen, besonders da der Krieg vor der Thüre steht."

„Der Krieg!" wiederholte Karl. „O ja, der kommt ganz gewiß und hilft über viele Sorgen hinweg. Ich nehme Alles auf mich, ich bin Cajetana's Vormund, Sie sollen von ihr befreit werden. — Was sagte die Welt zu ihrem plötzlichen Verschwinden?"

„Dazu gab die Bewerbung des alten Reichsgrafen den willkommenen Grund. Sie hatte sich nicht entschließen können, die ihr großmüthig gebotene Hand anzunehmen, und wagte, im Gefühle ihres Unwerths für so hohe Ehre, auch wohl ihres Undanks dafür, nicht mehr dem edlen Oheim zu begegnen, darum hatte sie mich bestürmt, sie abreisen zu lassen. Uebrigens hatte der gute Cronberg, der seiner Sache allzusicher war, selbst dafür gesorgt, mir leichtes Spiel zu machen, indem er überglücklich vor Liebe bei allen Bekannten von seinem Heirathsproject gesprochen hatte — um sich auslachen zu lassen." — Der ironische Ton, mit welchem sie das vorgetragen, ging wieder in Ernst über, als sie fragte: „Haben sie schon einen bestimmten Plan, lieber Karl?"

„Ehe ich Gewißheit über Alles habe," erwiederte er, „kann ich keinen bestimmten Plan fassen. Gott wird helfen."

Sie fragte nun nach seinen eigenen Angelegenheiten,

ob es ihm wohl ergangen sei, woran sie im Herzen zweifelte, ohne es zu äußern, ob er seine Freunde in Wien schon gesehen habe, und wie lange er sich hier aufhalten werde. Er beantwortete diese Fragen mit einiger Zerstreutheit: seine Gedanken waren noch immer von dem einen Gegenstande in Anspruch genommen, der ihm eine mächtige Verantwortung auf die Seele legte. Es galt, ein fremdes Schicksal gestalten zu helfen.

Zweites Capitel.

Auf immer.

Der Präsident des Hofkriegsraths, Graf Rüdiger Stahremberg, welchen das Volk mit solchem Jubel begrüßte, als er dem Anscheine nach zur Burg fuhr, würde einen noch mehr begeisterten Zuruf gehört haben, wenn das Volk gewußt hätte, daß er nicht zu einer Sitzung der kaiserlichen Conferenz, sondern bereits zu einer geheimen Berathung mit den drei Feldmarschällen, Caprara, Eugen von Savoyen und Commercy, über die zu nehmenden Kriegsmaßregeln sich begab. Der Kaiser hatte dazu Befehl gegeben und ließ am folgenden Tage in sei-

ner Gegenwart die Berathung, welche noch zu keinem endgültigen Resultat geführt hatte, fortsetzen. Leopold der Erste ergriff selbst das Wort. Das Gefühl der Fürstenehre, die sich gekränkt sah, der schnöde Verrath, durch welchen das gute Recht des Hauses Habsburg verletzt, seines Stammes Erbtheil ihm entrissen werden sollte, schien plötzlich alle Schwäche und Bedenklichkeit des Alters, ja die gewohnte milde Ruhe von dem greisen Monarchen genommen zu haben. Er sprach mit einem Feuer, als seien ihm die Jahre der kräftigsten Jugend zurückgekehrt, er stellte die Lage der Dinge mit einer Klarheit vor, die sich nicht über die Größe und Gefahr des Kampfes verblendete, welchem er entgegen trat. Ohne irgend einen Verbündeten zu haben, zog er das Schwert. Schon hatten die Seemächte den Enkel Ludwig's XIV. als König von Spanien anerkannt, schon hatte dieser durch die Zusage, die zweite Tochter des Herzogs von Savoyen zu heirathen, diesen italienischen Fürsten für sich gewonnen und ihm durch einen Vertrag den Oberbefehl über das französisch alliirte Heer in Italien und reiche Hülfsgelder zugesichert. Wer denkt hierbei nicht an die Ereignisse unserer Gegenwart? Andere italienische Fürsten waren dem Beispiel des Grenzwarts von Italien gefolgt: die Fürstin von Mirandola, der Herzog von Mantua hatten den Franzosen ihre Festen geöffnet;

Papst Clemens XI. schien zwar neutral bleiben zu wollen, war aber auch schon für Philipp von Anjou gewonnen. Der spanische Gouverneur von Mailand, Fürst von Vaudemont, obgleich er seine ganze Laufbahn nur der Gnade des Kaiserhauses verdankte, hatte dem Könige aus fremden Geblüt schon gehuldigt. Was aber für Kaiser Leopold am schmerzlichsten war, selbst deutsche Fürsten neigten sich Frankreich zu; sein eigener Schwiegersohn, der Kurfürst Max Emanuel von Baiern, mit welchem er so lange Zeit in den innigsten Beziehungen gestanden hatte, war der Erste, dies böse Beispiel zu geben, das auch in spätern Zeiten zu Deutschland's Unglück wiederholt worden ist. Gott wolle uns gnädig vor neuen ähnlichen Erfahrungen behüten! —

Der Kaiser verblendete sich nicht über alle diese Verhältnisse; er konnte zwar auf die Zuneigung der Bevölkerung in den spanischen Landen, besonders in Mailand und Neapel, zum Hause Oesterreich rechnen — unzweideutig. Zeugnisse, die uns von französischer Seite aufbewahrt sind, bekundeten das — aber die Besatzungen, welche überall verstärkt worden waren, hinderten jede Erhebung zu Gunsten des Kaiserhauses, und es galt hier erst Eroberung des widerrechtlich entfremdeten Erbes: wie unendlich schwerer, als nur die Behauptung eines schon besessenen Landes. Dennoch sprach der Kaiser im Vertrauen auf sein gutes Recht das

entscheidende Wort. Es wurde beschlossen, ein Heer nach Italien zu senden, und Prinz Eugen von Savoyen sollte den Oberbefehl über dasselbe führen.

Mit heiterm Angesichte kehrte der Feldherr, als die Berathung aufgehoben wurde, in seine Wohnung zurück, unterwegs vom Volke, das sich noch immer nicht beruhigt hatte, viel tausendfach begrüßt. Wie gern hätte er den treuen Wienern, welche für Oesterreichs Ehre eiferten, die Kunde zugerufen, die ihre edle Unzufriedenheit mit der Säumniß, deren Gründe sie nicht zu würdigen verstanden, in den begeistertsten Freudensturm verwandelt haben würde! Aber noch durfte er nur mit den vertrauten Waffengefährten, die unter ihm zu hohen Commando's berufen waren, davon reden. Einer von ihnen harrte seiner schon seit geraumer Zeit mit Ungeduld in seinem Hause: es war der Prinz Karl Thomas von Vaudemont, General der Cavallerie, ein Sohn des spanischen Gouverneurs von Mailand, von welchem oben die Rede gewesen ist. Er war nicht gesonnen, die kaiserlichen Fahnen zu verlassen, selbst auf die Gefahr hin, gegen seinen eigenen Vater kämpfen zu müssen; hatte er doch unter dem Doppeladler bei Szlankament den Preis höchster Ehren durch seine Tapferkeit erstritten, bei Zenta den Ruhm, einer der ausgezeichnetsten Offiziere des Heeres zu sein! Wie freute er sich, heute dem Prinzen Eugen, als dieser zu=

rückkehrte, einen Brief seines Vaters vorlegen zu können, in welchem dieser seinen Entschluß billigte!

Prinz Eugen las ihn und äußerte dann mit feinem Lächeln, daß er seinen antiken Heroismus vollkommen zu würdigen verstehe. In der That war es wohl nur eine kluge Politik des Fürsten von Vaudemont, welcher sich für jeden möglichen Ausgang des Krieges decken wollte: siegte Frankreich, so nahm er den Sohn unter seinen Schirm; siegte dagegen der Kaiser und mußte Mailand sich ihm unterwerfen, so konnte der Sohn für den Vater die Verzeihung des Kaisers auswirken.

Der feurige Thomas von Vaudemont dachte aber nicht an eine so feine Berechnung; ihm war es um die Treue und Ehre zu thun, und als ihm Prinz Eugen ankündigte, daß er die Cavallerie des nach Italien bestimmten Heeres führen werde, strahlte sein helles Auge vor Entzücken. Er hatte noch einen Begleiter mitgebracht, den der Oberfeldherr zu sprechen gewünscht, den Grafen Königsegg. Dieser hatte während der Unterredung der beiden Prinzen bescheiden zur Seite gestanden, bis ihn Eugen, der ihn beim Eintritt schon freundlich gegrüßt hatte, nach den Angelegenheiten bei der Armee befragte, die er als Adjutant des Feldzeugmeisters, Grafen Guido Stahremberg, genau kennen mußte. Der Prinz hatte sich nicht getäuscht. Wie er einst bei Zenta den Muth

des jungen Reiteroffiziers in einer Lage, welche ihn zu ungewöhnlicher That entflammte, kennen gelernt hatte, so konnte er heute die reife Einsicht desselben in allgemeine kriegerische Verhältnisse erkennen. Graf Königsegg wußte nicht allein jeder Frage des Prinzen nach der Vertheilung der Truppen in ihren Winterquartieren, nach ihrer Stärke und ihrem Zustande genauen Bescheid zu geben, sondern er kannte auch die Landesbeschaffenheit, besonders der nach Italien führenden Alpenstraßen, in allen für Kriegszwecke wichtigen Beziehungen, und verhehlte dem Prinzen nicht, daß es sehr schwierig sein werde, den Einbruch durch die vom Feinde wohl bewachten und besetzten Pässe zu erzwingen.

„Wir wollen schon Rath schaffen!" sagte Prinz Eugen lächelnd, und es schwebte ihm vielleicht schon die Idee jenes großartigen Zuges über das für Truppen bisher unersteigliche Gebirge vor, welcher neben den berühmtesten Unternehmungen gleicher Art, selbst Hannibal's und Napoleons, genannt zu werden verdient.

„Haben Sie Ihren jungen Riedau schon gesehen?" fragte er dann, nachdem er Alles erfahren hatte, was er zu wissen gewünscht. „Sie wissen doch von dem Unglücke, das ihn betroffen hat?"

„Ich weiß davon, gnädiger Herr," antwortete Königsegg. „Er ist wieder hergestellt."

„Ja wohl, ich habe heut' seine Meldung empfangen, daß er zu seinem Regiment abgehen kann. Graf Colonna mußte damals, als ihn der Mörder traf, seine Depeschen übernehmen und zur Armee befördern. Es ist in Wien unerhört, daß am hellen Tage ein Mordanfall stattfinden kann, von welchem sich weder die Ursache, noch der Thäter ermitteln läßt. Riedau weiß durchaus nichts davon, wie er gewiß auch Ihnen gesagt hat."

Königsegg verneigte sich stumm.

„Sie können wahrscheinlich bald wieder abreisen und Riedau mag darauf warten. Ich interessire mich für den jungen Offizier, der so warm empfohlen ist und in seiner kurzen Laufbahn schon mit so vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt hat. Nehmen Sie ihn auf der Reise unter Ihre Obhut, Graf Königsegg, daß er sich schont. Mit dem beginnenden Frühlinge werden wir frische Kräfte brauchen. — Es versteht sich, daß, was hier besprochen worden ist, kein Gegenstand für die Oeffentlichkeit wird, doch bedarf das wohl bei Ihnen keiner Erinnerung. Vor Ihrer Abreise hoffe ich Sie noch zu sehen und Ihnen auch meinerseits Einiges für den Feldzeugmeister, Grafen Stahremberg, mitgeben zu können."

Als Königsegg, auf diese Weise gnädig entlassen, sich entfernt hatte, bemerkte Prinz Eugen: „Dieser Offizier wird gewiß einst eine hohe Stellung im kaiserlichen Heere

erreichen. Wissen Sie, mein Prinz, daß er Ihnen in vieler Beziehung gleicht? Gott schenke Ihnen Beiden nur ein langes Leben."

„Leute, wie Karl Fidelis, werden nicht alt!" versetzte der Prinz von Baudemont lächelnd.

Graf Königsegg benutzte die freien Momente, welche er jetzt hatte, um die Freunde zu sehen, die er noch nicht hatte besuchen können, und es mochte Wunder nehmen, daß Leopold Trautson unter diesen war. Für ihn, der ihm am nächsten stand, hätte er doch schon einen Augenblick haben sollen! Er betrat das Haus, in welchem er stets ein lieber Gast gewesen war, wie einen fremden Boden, zögernden Schrittes. Noch auf der Treppe, ehe er sich anmelden ließ, blieb er stehen, gleich einem Menschen, der erst Athem und Sammlung gewinnen muß, um vor einer hohen Person, der er nahen soll, im vortheilhaften Lichte zu erscheinen.

Trautson war zu Hause nun bei seiner Gemahlin, welche einen kleinen Kreis von Freunden und Bekannten um sich versammelt hatte. Als der Diener den Grafen Königsegg anmeldete, entstand eine freudige Bewegung, denn er war Keinem der Anwesenden fremd und man wußte schon, daß er in Wien war. Trautson eilte ihm entgegen, um ihn einzuführen; die Gräfin stand auf und sagte zu dem jungen, bleichen Manne, der ihr gegenüber saß:

„So dürfen wir uns doch nicht mehr für zurückgesetzt gegen Sie ansehen, Herr von Riedau.“

Max Riedau war der Erste gewesen, welcher den Grafen Karl Fidelis nach seiner Ankunft in Wien gesehen hatte, obgleich der Zufall dabei im Spiel gewesen war.

Nichts hätte Königsegg lieber sein können, als daß er Gesellschaft fand. Er trat mit der ungezwungenen Haltung ein, welche denen eigen ist, die in vornehmen Kreisen heimisch sind und sich nicht erst in allerlei angelernten Manieren spreizen, wie es die dort nur geduldeten Gäste und Emporkömmlinge thun. Leicht die Bekannten grüßend, die ihm zunächst in das Auge fielen, welches nicht, wie bei den Neulingen in der großen Welt, ängstlich und starr das Ziel der ersten Reverenz suchte, schritt er auf die Dame vom Hause zu und bat um Verzeihung, daß er erst jetzt sich vorstelle — sie möge mit einem armen Landsknechte, der in Wien von einer Kanzlei zur andern geschickt worden, nicht rechten.

Die Gräfin hieß ihn freundlich willkommen und führte ihn in den Kreis, wo man ihm neben ihr einen Platz eingeräumt hatte. Er begrüßte nun alle Bekannte, deren jeder ein Wort, die Damen besonders viel Fragen, für ihn hatten, und reichte Riedau die Hand. Dann erst setzte er sich und wurde für die nächste Stunde der

Mittelpunkt der Gesellschaft, denn er kam von der Grenze, welche das vaterländische Heer, wie man allgemein bis jetzt nur hoffte, bald in Waffen überschreiten sollte, und wurde um viele Aufschlüsse gebeten, die doch nicht in Tirol bei den Truppen, sondern in Wien im höchsten Rathe des Kaisers zu finden gewesen wären; Viele hatten auch Freunde und Verwandte bei der Armee und wollten von ihnen Nachrichten haben. Königsegg befriedigte, so weit er konnte, alle Ansprüche, die an ihn gemacht wurden, und fand erst später, als die Wellen, die von allen Seiten auf ihn angedrungen waren, sich einigermaßen wieder in allgemeinere Strömung verliefen, Gelegenheit, sich dem Freunde und dessen Gemahlin, zwischen denen er saß, zu widmen.

„Ich bin noch in einer schweren Schuld, gnädige Gräfin, von der ich erst absolvirt werden muß, ehe ich wagen darf, zu Ihnen aufzusehen,“ begann er. „Sie haben gewiß ein hartes Urtheil über mich gesprochen, als ich — im letzten Fasching — die mir zugedachte Ehre, um welche ich beneidet worden bin — nicht annehmen konnte —“

Die Gräfin sah ihren Gemahl an und erwiederte heiter: „Es fällt Ihnen recht schwer, sich zu entschuldigen — man sieht, daß Sie ein schlechtes Gewissen haben. Ich will auch gar nicht läugnen, daß ich gescholten habe,

denn eine kleine Eitelkeit besitzt jede Frau, und es war doch demüthigend für mich, verschmäht zu werden, wenn auch des kaiserlichen Dienstes wegen, was eine Dame natürlich gar nicht gelten läßt. Indessen, wenn Sie Ihre Schuld bekennen, so will ich Sie feierlichst absolviren und wieder zu Gnaden annehmen. Das ist abgethan, wir wollen nicht weiter davon sprechen."

Ihr lag freilich noch Manches, das mit jenem Feste zusammenhing, am Herzen, wovon sie gar zu gern gesprochen hätte: Cajetana's Begegnung mit dem alten Reichsgrafen, dessen verunglückte Bewerbung, mit welchem Ausgange sie ganz einverstanden war, dann Cajetana's schleunige Abreise, die sie eigentlich nicht begriff — Alles Dinge, welche sie im höchsten Grade interessirten und die sie auch mit Königsegg glaubte besprechen zu dürfen, weil dessen Stiefmutter es für nöthig gehalten hatte, ihrem Gemahl einige Erklärungen zu geben. Aber in der heutigen Gesellschaft konnte sie natürlich ihren Wunsch nicht befriedigen.

Trautson lenkte das Gespräch auch schon auf andere Dinge. Er sagte dem Freunde, wie sehr er sich über sein gesundes Aussehen freue, die Tiroler Bergluft habe sichtlich auch auf ihn vortrefflich gewirkt.

Königsegg's erhöhte Farbe, welche er mit in dies Zimmer gebracht hatte, belebte sich noch etwas mehr.

„Ich fühle mich auch ganz wohl!“ sagte er. „Unserm Max, hoffe ich, wird die Bergluft noch bessere Dienste leisten.“

Damit zog er den jungen Riedau in das Gespräch, welchem er bis jetzt aufmerksam, aber schweigend zugehört hatte. Er erwiederte, daß er bei seinem Regimente gewiß in kurzer Zeit wieder vollkommen gesund sein werde. Sein Ansehen war noch immer krankhaft genug; man konnte die Spuren eines langen und schweren Leidens an seinem bleichen Antlitz, von welchem jede Spur der einst so blühenden männlichen Farbe verschwunden war, bemerken, aber seine Schönheit hatte darunter nicht gelitten: die Frauen sagten sich im Gegentheil insgeheim, daß diese Schönheit jetzt einen idealern Character gewonnen habe, während sie sonst allzu soldatisch gewesen sei.

„Der Prinz von Savoyen hat mir gesagt,“ sprach Königsegg zu ihm, „daß wir zusammen reisen sollen. Ich denke, mein Aufenthalt wird nur von kurzer Dauer sein.“

„Und das sagen Sie uns mit einer Miene, als sei Ihnen jeder Tag in Wien zur Last?“ rief die Gräfin Auersperg, welche auch zu den heutigen Gästen der Trautson gehörte. „Sie haben sich sehr zu Ihrem Nachtheil verändert, Graf Karl Fidelis.“

Königsegg zog sich leidlich aus dieser Neckerei, aber

das Lächeln stand ihm nicht mehr recht zu Gesichte, und Trautson's Auge ruhte unbemerkt mit innigem Antheil auf dem Freunde: die Gräfin Auersperg hatte ganz Recht, Karl Fidelis hatte sich sehr verändert, wie ja auch schon seiner Mutter aufgefallen war. Er kam nun mit der Dame, die er früher oft in seinem väterlichen Hause zu Gumpendorf gesehen hatte, in ein Gespräch, welches von ihrer Seite sehr lebhaft geführt wurde, und sobald sie sich ein wenig unbeobachtet von der übrigen Gesellschaft wußte, sogleich auf persönliche Interessen kam.

„Was haben Sie zu dem Ungeheuer gesagt, das uns, wie in Ariost's Mährchen, das reizendste Kind aus unserm Kreise geraubt hat? Sie wissen, ich spreche vom Grafen Cronberg und der schönen Cajetana."

„Geraubt hat er sie wohl nicht —"

„Aber verscheucht, vertrieben, als er seine Fänge wie ein Raubvogel nach ihr ausstreckte! Sie sind doch von Allem unterrichtet, was sich während Ihrer Abwesenheit zugetragen hat?" Offenbar war sie es nicht, und wollte vielleicht die Lücken ihrer Einsicht durch Königsegg füllen lassen, aber er wich ihr vorsichtig durch einige allgemeine Worte aus, welche es zweifelhaft ließen, ob er ihre Wißbegierde nicht befriedigen konnte oder wollte. Sie sprach dann von Riedau und erinnerte sich, einst bei Tafel in Gumpendorf von ihm eine interessante Erzäh-

lung über eine Pfeilnarbe gehört zu haben, die sonst auf seiner Stirn sehr deutlich, wie eine blaue Schlange, zu sehen gewesen — nun aber merkwürdiger Weise verschwunden sei.

„Die schwere Verwundung, welche der Arme erlitten, scheint ihm alles böse Blut entfernt zu haben," sagte sie, „und das ist ein wahres Glück, denn wie ich später von Ihrer Frau Mutter gehört habe — die Geschichte wurde damals unterbrochen und nicht recht beendigt — sollte die Narbe, welche von einem vergifteten Pfeile herrührte, früher oder später eine große Lebensgefahr über ihn bringen. Doch Sie kennen das Alles wohl aus dem Kriege viel besser, als ich."

Königsegg erklärte, daß er allerdings die Sache in Ungarn mit erlebt und ebenso wenig, als Riedau selbst, auf die abergläubischen Reden dabei etwas gegeben habe; es sei ihm noch nicht aufgefallen, worauf ihn die Gräfin aufmerksam gemacht, doch scheine es ihm jetzt auch, als sei jede Spur der Narbe verschwunden und somit das Gift beseitigt.

„So hat der Mordanfall doch etwas Gutes für ihn gehabt," sagte die Gräfin.

„Er kann ihm das Glück gebracht haben!" versetzte Karl Fidelis, und als ihn die Auersperg, von seinem Tone verwundert, fragend ansah, fügte er besonne-

ner hinzu: „Sagten Sie nicht selbst, daß er seine Lebensrettung vor dem Gifte, das er noch im Blute trug, einzig dieser letzten Wunde verdanke?“

„Das glaube ich ganz gewiß,“ erwiederte sie. „Aber hat er denn selbst gar keine Ahnung,“ fragte sie leiser, „wer ihm dies Bubenstück bereitet hat? Kann sich Ihrer Frau Mutter alle Spur entzogen haben, welche zur Entdeckung des Meuchelmörders führen könnte? Der junge Mann hat doch lange Zeit, wenn ich nicht irre, wochenlang in ihrem Hause gelegen, ehe es möglich war, ihn ohne Lebensgefahr nach seiner eigenen Wohnung zu schaffen; sollte er dabei gar keine Aeußerungen gethan haben, vielleicht Aeußerungen in seinen Fieberträumen, welche gar lange anhielten? Wenn man sich entschließen könnte, nur die geringste Spur anzugeben, die sich verfolgen ließe, so würde der junge Mann, der sich des allgemeinen Antheils erfreut, die kräftigste Unterstützung bis in die höchsten Kreise finden. Ihr Freund, der Obristkämmerer, wird Ihnen sagen, daß der römische König über diese freche That in der Hauptstadt außer sich gewesen ist. Da aber von Seiten des Betheiligten und derer, welche vielleicht einen Faden durch das Labyrinth besitzen, so gar nichts geschehen ist, der Untersuchung einen Wink zu geben, so hat sie natürlich zu keinem Resultate geführt. Es wäre eine Freundespflicht, Graf Karl, wenn Sie

etwas wüßten, hier ohne alle Rücksicht zu handeln, denn wenn das Verbrechen auch diesmal nicht geglückt ist, so kann es das nächstemal sich um so gewisser erfüllen. Wer sich einmal ein Opfer erkoren hat, der gibt es so leicht nicht auf."

„Ich bin erst so kurze Zeit hier, gnädigste Gräfin, und habe von Riedau selbst nichts erfahren können."

„Wohlan, aber ganz im Vertrauen!" sagte die Auersperg, und näherte sich ihm noch mehr, so daß es unmöglich war, von der Gesellschaft, welche in Gruppen eine lebhafte Unterhaltung führte, gehört zu werden. „Ich will Ihnen sagen, was ich denke. Eine Aeußerung, welche unsere kleine liebenswürdige Wirthin that, als sich zuerst diese schreckliche Nachricht verbreitete, hat mich zuerst auf die richtige Idee gebracht. Die Gräfin Trautson rief in der ersten Entrüstung: Das kann keine deutsche Hand gethan haben! Die Aeußerung erregte Aufsehen, da in der Gesellschaft, wo wir vereinigt waren, sich mehrere Herren und Damen italienischer Herkunft befanden: wir liebkosen sie ja überall und ernten nur Undank! Ich suchte die kleine Pause, welche entstand, schnell zu füllen, aber das Wort gab mir zu denken. Ich entsann mich, daß Riedau im Hause Ihrer Frau Mutter mit einem italienischen Conte zusammen getroffen war, der ihn mit einer gewissen verletzenden Manier gereizt hatte; ich erinnerte

mich eines Abends in meinem eignen Hause, wo derselbe Graf die reizende Cajetana, welche bei mir zum Erstenmale in Gesellschaft erschien, mit einer wahrhaft italienischen Dreistigkeit verfolgte, und Riedau, welcher von mir eine Einladung erhalten hatte, das Paar mit Blicken beobachtete, die er nicht zu beherrschen verstand — zum Glück scheint es außer mir Niemand bemerkt zu haben, sonst würde darüber wohl Einiges verlautet sein. Das war nun freilich vor langer Zeit geschehen, und ich konnte mir keine Rechenschaft geben, warum mein Gedanke gleich darauf fiel, aber es gibt solche wunderbare Momente der Erkenntniß, in denen die Ahnung das Rechte trifft, und ich spreche Ihnen meine feste Ueberzeugung aus, daß ich den römischen Grafen — er heißt Pio Colonna — wenn auch nicht für den Anstifter der That, aber stark dabei betheiligt halte."

„Gnädigste Gräfin!" entgegnete Königsegg betroffen, „das ist eine schwere Beschuldigung!"

„Ich weiß Alles, was Sie sagen wollen, ich habe es aber auch nur gegen Sie, sonst gegen keinen Menschen geäußert. Man wird auf unser abgesondertes Gespräch aufmerksam — brechen wir es ab." Sie sprach sogleich lauter von ganz andern Dingen, und es fand sich keine Gelegenheit mehr, ungestört wieder auf das Thema zurückzukommen.

Als die Gesellschaft sich trennte, bat Trautson den Freund, morgen Mittag mit ihm zu speisen, da er noch so viel mit ihm zu besprechen habe, und da er bemerkte, daß Königsegg mit der Zusage zögerte, setzte er hinzu: „Ich rechne um so bestimmter darauf, als ich ganz allein bin. Meine Frau wird mit unserm Töchterchen einen kleinen Ausflug machen.“ Da versprach Karl Fidelis zu kommen.

Er ging mit Riedau zusammen. Dieser hatte sich bescheiden zurückhalten wollen, aber Graf Königsegg forderte ihn auf, ihn zu begleiten. „Wenn Sie nicht schon zu müde sind, kehren Sie noch auf eine Weile bei mir ein! Wir werden ja nun als gute Cameraden zusammenhalten.“ Max antwortete mit offener Zustimmung und ging mit dem Grafen durch die schweigenden Straßen; es war bereits ziemlich spät. Anfangs sprach Königsegg viel, besonders über die große Frage des Tages; nach und nach hörte er mehr zu, während Riedau auf seine Anregung Bescheid gab, schien dann zerstreut zu sein und wurde endlich ganz still. Beide gingen zuletzt eine lange Strecke schweigend neben einander her, bis sie die Wohnung des Grafen erreichten.

Hier schien dieser zur Besinnung zu kommen; er reichte Max die Hand und sagte: „Verzeihen Sie! Mir

ging so viel durch den Kopf — auch Sie haben wohl viel zu überdenken gehabt. Treten Sie ein."

Der Diener, welcher die Kerzen auf den silbernen Armleuchtern angezündet hatte, erhielt Befehl, noch Wein zu bringen, und Königsegg füllte die Becher. „Auf Ihr Glück, Max!" sagte er, den seinigen erhebend.

„Lieber auf einen ehrlichen und siegreichen Krieg, Herr Graf!" entgegnete Riedau.

Beide thaten Bescheid. — „Wir sind Soldaten und wollen als solche ohne alle Winkelzüge offen mit einander reden," begann Königsegg. „Versprechen Sie mir das."

„So weit ich es kann: ja!" erwiederte Max.

„Wissen Sie wirklich nicht, wer Ihnen diese heimtükische Wunde beigebracht hat? — Ich will Ihnen gleich ehrlich sagen," setzte er schnell hinzu, „daß meine Mutter mir Alles erzählt hat, was sich damals in ihrem Hause begeben, ich bin daher, soviel sie davon weiß, unterrichtet, und wäre das auch nicht, so kennen Sie mich, daß Sie zu mir mit vollem Vertrauen reden können. Wir halten dann Kriegsrath zusammen."

In Riedau's bleiches Gesicht stieg eine leichte Röthe empor, welche unverkennbar seine innere Bewegung bekundete. „Ich kann Ihnen nur sagen, daß ich nichts weiß," erwiederte er.

„Sie haben den Grafen Colonna im Hause meiner Mutter getroffen —"

„Ja!" antwortete Max mit kurzem, festem Tone.

„Sie haben sich verwundert, wie er in Abwesenheit meiner Mutter, wo Cajetana ganz allein war, aus deren Zimmern kommen konnte —"

Bei Cajetana's Namen zuckte es über Riedau's Züge — der Graf glaubte darin einen bittern, wenigstens schmerzlichen Ausdruck zu bemerken, und fühlte sich in seiner Annahme bestärkt. „Wenn Graf Colonna dort gewesen ist," erwiederte Max, „so hat er ein Recht dazu gehabt, und da ich das weiß, so habe ich gar keine Ursache gehabt, mich darüber zu verwundern."

„Jetzt antworten Sie mir, Max, wie Sie es einem Bruder, den Sie lieb haben, thun würden," sagte Karl Fidelis, indem er Riedau's Hand ergriff. „Nicht wahr, Cajetana ist Ihnen nicht gleichgültig?"

Max erröthete tiefer. „Ich habe noch keine Lüge gesprochen," erwiederte er und seine Stimme bebte. „Ja, Herr Graf — wenn Sie mich so fragen — ich nehme an dem Fräulein von Cronberg den höchsten Antheil —"

„O das klingt kalt und fremd! Sprechen Sie es aus, Max! Sie haben sich Ihres Gefühls nicht zu schämen. Sie lieben Cajetana!"

„Und wär' es so," rief Max in tiefer Bewegung, „warum forschen Sie danach?"

„Wenn Sie Cajetana lieben, so vertrauen Sie ihr auch! Sie glauben nichts Unlaut'res von ihr, wie sehr auch der Schein gegen sie sein könnte! Nicht wahr, Max?"

„Wie sollt' ich anders von ihr denken!" rief Max. „Kein Schatten eines falschen Scheins ist in meine Seele gekommen!"

„Nun denn, so wollen wir einstweilen Alles auf sich beruhen lassen," sprach Königsegg warm. „Ich weiß, was ich wissen wollte — mehr bedarf ich nicht. Sie lieben Cajetana und vertrauen ihr!"

„Herr Graf" — begann Riedau, plötzlich beunruhigt — „hier könnte ein Mißverständniß entstehen, das dem Fräulein von Cronberg nachtheilig sein würde. Sie könnten zu dem Glauben kommen, als sei irgend etwas geschehen von meiner Seite — das, was in meinem Innern lebt, ihr zu offenbaren! Ich gebe Ihnen mein Wort," fuhr er lebhafter fort, „daß sie keine Ahnung haben kann und daß ich nicht den geringsten Anlaß habe, das Fräulein mag handeln, wie es will, mich dadurch für gekränkt zu halten —"

„Auch das weiß ich, Max," erwiederte Königsegg freundlich. „Zwischen Ihnen hat nie eine Verständigung

stattgefunden; Sie wissen nicht, ob Cajetana Ihre Neigung erwiedert."

„Doch, doch!" versetzte Riedau fest. „Darin glaube ich, keiner Täuschung zugänglich zu sein. Das Fräulein von Cronberg ist fern davon, mir irgend einen Antheil, als den einer Freundlichkeit, die sie Jedermann schenkt, zu weihen. Ich weiß das, Herr Graf, und habe meine klaren Gründe dazu."

„Sie glauben, ihr Herz ist nicht mehr frei — Sie meinen, Graf Colonna besitzt ihre Zuneigung."

„Ich habe Ihnen Aufrichtigkeit versprochen. Ja, das glaube ich."

Der Graf unterdrückte eine rasche Antwort, die ihm auf die Zunge treten wollte. — „Ich habe freilich keinen Grund, Ihnen zu widersprechen," sagte er. „Wir lassen denn Alles einstweilen auf sich beruhen — auch Ihre Verwundung. Ich ahne und ehre das Gefühl, das Ihnen wehrt, darüber zu sprechen. Die Zeit wird auch das aufklären. Fühlen Sie sich nun wieder ganz kräftig? Werden Sie die Mühsal unserer weiten Reise gut ertragen?"

„Ich sehne mich fort von hier!" erwiederte Max. „Wär's nur erst Frühling, denn eher beginnt der Krieg doch nicht!"

„Trauen Sie so unbedingt auf Krieg?" fragte der Graf.

„Wie könnte es anders sein, wo Oesterreichs Ehre auf dem Spiele steht!“ rief Max feurig.

„Wohl! Ich hoffe auch auf Krieg — der allein kann Allem ein Ende machen,“ sagte Karl, indem er nochmals seinen Becher gegen Riedau hob. „Auf einen guten Ausgang und Eingang!“ Es klang aus seinen Worten ein ganz eigener feierlicher Geist, welcher jedoch für Max unverständlich blieb.

Bald darauf schien es diesem an der Zeit aufzubrechen, und beim Abschiede fragte ihn Königsegg noch leichthin nach seiner Pfeilnarbe, die er Jahrelang getragen und die nun auf einmal verschwunden sei.

„Ich habe sie selbst vermißt, als ich zum Erstenmale wieder mein Gesicht im Spiegel beschauen konnte,“ erwiederte Max lächelnd. „Das Gift wird mir wohl mit dem Blute abgezapft sein, und das dumme Gerede des alten Kumanen, der mir noch viel Uebles davon prophezeite, ist nun zur Lüge geworden.“

Drittes Capitel.

Böse Verfolgung.

Es verging noch eine lange Zeit, ehe Graf Königsegg die gewünschte Abfertigung erhielt, um die Rückreise zum Heere, das mittlerweile bedeutend verstärkt worden war, antreten zu können. Er mußte in Wien Wochen verleben, die ihm zur Ewigkeit wurden. Man zog ihn in die Gesellschaften, welche er sonst durch seinen Geist und seine muntere Laune belebt hatte, und wie gern er auch jede Gelegenheit ergriff, sich ihnen zu entziehen, konnte er es doch nicht vermeiden, in verwandten oder nah' befreundeten Häusern zu erscheinen. Darum dankte er besonders seinem Freunde Trautson, daß er ihn mit förmlichen Einladungen verschonte, nachdem er ihn bei dem Mittage, wo er mit ihm allein speiste, ein für allemal gebeten hatte, zu kommen, wenn es ihm beliebe. Das that er denn zuweilen, aber nur, wenn er Trautson allein wußte oder einen zahlreichen Kreis dort versammelt fand. Trautson verstand ihn, das ahnte aber Karl Fidelis nicht, sonst würde es ihn schwer betroffen haben.

An jenem Mittage hatte er noch Manches erfahren, was ihm von Interesse war. Trautson hatte ihm

von Cajetana's kurzem und glänzendem Auftreten in der großen Welt erzählt, auch von der Werbung des alten Reichsgrafen, der sich, als sie gescheitert war, tief gedehmüthigt in seine böhmischen Wälder zurückgezogen hatte, dort aber, wie Graf Wratislaw berichtet, der ihn einmal besucht, noch immer von kindischer Leidenschaft für die schöne Cousine geplagt sei und die Hoffnung, daß sie endlich doch die Seine werden könne, keineswegs aufgegeben habe. Dann war von Cajetana's frühern Verhältnissen die Rede gewesen. Trautson erzählte, daß der alte Mann, welcher in ihres Vaters Dienst gestanden und dann hier als Raubschütz eines Mordes verdächtig geworden, endlich doch gefänglich eingebracht und im Kerker gestorben sei, was Königsegg mit besonderm Antheil hörte, weil damit nun alle Hoffnung genommen war, jemals etwas über gewisse unglückliche Beziehungen des Rittmeisters von Cronberg zu Riedau's Vater zu erfahren. „Was ist aus der Tochter geworden? Ist sie nicht mit dem bewußten Ringe hervorgetreten?“ fragte er. „Du hattest viel Noth um sie.“

Trautson erzählte von Kathi, daß sie ihm den Ring hatte zustellen lassen, um dafür ihres Vaters Freiheit zu fordern, daß aber der König natürlich Bedenken getragen, bei so schwerer Beschuldigung, als auf dem Alten lastete, in den Gang des Rechts einzugreifen, und die Tochter

anstatt der geforderten Auslösung reichlich zu entschädigen, auch für ein ehrliches Unterkommen zu sorgen befohlen habe. Sie aber sei dem ausgewichen, und durch Riedau, welchem sie sich zuerst entdeckt, durchaus nicht zu bewegen gewesen, zu ihm, dem Grafen, zu kommen — bis sie endlich freiwillig sich zum Gefängniß gestellt habe, als sie auf räthselhafte Weise erfahren, daß ihr Vater im Sterben liege. Das sei dann weiter gemeldet worden und erst nach einigen Wochen, als der Alte längst eingescharrt gewesen, zu seiner Kenntniß gelangt; unterdessen habe das Gericht erst ein einziges oberflächliches Verhör mit dem Mädchen angestellt und sich wahrscheinlich in Verlegenheit befunden, was eigentlich mit ihr anzufangen sei; da habe er denn dem Könige Meldung gemacht und von ihm Autorisation erhalten, zu thun, was er etwa für passend erachte. Kathi sei hierauf zu ihm geführt worden und er habe mit ihr ein langes Gespräch gehabt, das für ihn, er könne es nicht läugnen, höchst interessant gewesen sei.

„Lache nicht!“ sagte er zu Königsegg. „Es war mir allerdings interessant, hier ein weibliches Gemüth zu erkennen, das bei aller Verwilderung eines gesetzlosen Lebens, in das es durch den Vater gerathen war, dennoch die echten Frauentugenden der Demuth, der Sittsamkeit und Treue bewahrt hatte. Mit welcher Anhänglichkeit

sprach sie von ihrem Fräulein, wie sie Cajetana nannte, wie heiß war ihr Wunsch, einst ihr zu dienen, wie es ihr Cajetana auch versprochen habe —"

„Und kann man ihr diesen Wunsch nicht gewähren?" unterbrach ihn Königsegg.

„Cajetana war längst nicht mehr in Wien, und Du vergißt, daß Deine Frau Mutter niemals eingewilligt hätte, dies unglückliche Mädchen in ihr Haus und gar in den Dienst ihrer Nichte, für welche Cajetana doch in der Welt noch galt, eintreten zu lassen. — Ich habe denn schon meinem königlichen Auftrage gemäß handeln und selbst für ein ehrbares Unterkommen für sie sorgen müssen, da sie mir gestand, daß sie nun, nachdem ihr Vater gestorben sei, in der ganzen Welt keinen Blutsverwandten mehr habe, grade wie ihr Fräulein, und daß nur eine alte Soldatenwitwe vielleicht sie noch bei sich aufnehmen werde. Meine Frau, die ihre Geschichte kannte, interessirte sich auch für sie und ließ sie sich vorstellen; Kathi machte ihr einen guten Eindruck, und so wurde denn beschlossen, daß sie einstweilen in unserm Hause bleiben sollte. Niemand wußte um ihre Herkunft; ich hatte Sorge getragen, daß Niemand erfuhr, von wo sie unmittelbar zu mir geführt worden war, sie selbst besaß von ihrem gefahrvollen Leben her eine ungemeine Schlauheit, wie ich schon im Gespräch bemerkt hatte, und so fiel es denn nicht auf,

daß sie, als ein steyrisches Landmädchen, angeblich von den neuen Gütern, die mir aus der Weißenwolff'schen Erbschaft zugefallen sind, in den Dienst unseres Hauses als Magd genommen wurde. Es traf sich, daß sie wirklich aus Steyermark gebürtig ist und dort sehr genau Bescheid weiß, ja auf dem einen unserer Güter fast heimisch gewesen ist, so daß also niemals eine Verlegenheit für sie entstehen kann."

„Sie ist also hier! Ich möchte sie wohl sprechen," sagte Königsegg.

„Jetzt ist sie grade mit meiner Frau abwesend," antwortete Trautson. „Doch wird sich wohl vor Deiner Abreise noch Gelegenheit finden, sie über das, was Dich interessirt, zu befragen — es ist doch über Cajetana's Familienverhältnisse? Ich fürchte nur, Du wirst nicht viel erfahren; ihr Vater hätte wohl mehr aussagen können, aber dessen Mund ist nun auf ewig geschlossen."

„Du hast Recht!" sagte Karl Fidelis. „Es würde das Mädchen nur erschrecken, wäre im Grunde von meiner Seite unschicklich und könnte doch zu nichts führen. Ich gebe den Gedanken auf."

Beim Abschiede hatte ihn dann eben Trautson gebeten, ohne Einladung wiederzukommen, wann es ihm lieb sei, aber wir wissen, in welcher Weise Königsegg diese Einladung benutzte. Wochen vergingen, der Winter traf

ein, das Jahr neigte sich zu Ende, und immer noch konnte der Hofkriegsrath nicht mit den Entwürfen und Arbeiten fertig werden, für welche der Adjutant des Feldzeugmeisters Grafen Guido Stahremberg, welcher über alle Verhältnisse des in Süd-Tirol zusammengezogenen Corps genau unterrichtet war, die Materialien geben, mancher Anfrage genügen, selbst manches Promemoria schreiben mußte. Er wurde daher bis in den Beginn des folgenden Jahres zu Wien festgehalten und mußte den ungeduldigen Riedau, welcher ihm nun einmal durch ausdrücklichen Befehl beigesellt war, von einer Frist zur andern vertrösten. Dieser Befehl hätte sich wohl bei so veränderten Umständen aufheben lassen, aber der fürstliche Regiments-Inhaber, zu welchem einmal Königsegg bei einer Audienz davon sprach, schien nicht darauf eingehen zu wollen.

„Es ist ihm besser, er bleibt bis zu Ihrer Abreise," sagte er. „Bei meinem Regiment ist er noch fremd, er hat jetzt noch gar nichts dort zu thun. Ich werde Ihnen noch eine Instruction für ihn geben, Graf Königsegg, wenn Sie abgehen."

Das klang beinahe, als sei das Wohlwollen, welches Prinz Eugen für Max gezeigt hatte, wieder erloschen, und doch, wer die Beweggründe zur Versagung des Wunsches, welcher Riedau beseelte, gekannt hätte, würde darin eben nur das reinste Wohlwollen gesehen haben. Max war

unmuthig, als ihm der Graf die abschlägige Antwort des Prinzen mittheilte, und machte daraus selbst gegen Königsegg kein Hehl, wie wenig es auch für diesen schmeichelhaft war, daß er die Ehre, in seiner Begleitung zu bleiben, so gering anschlug. Karl Fidelis war aber fern von so kleinlichen Empfindungen.

„Wollen Geduld haben, Max!“ sagte er ihm. „Unsere Zeit wird ja auch kommen.“

Endlich kam sie. Der Tod des Hofkriegsrathspräsidenten führte sie herbei. Rüdiger Graf Stahremberg, der greise Kriegsheld, welchem die Kaiserstadt ihre Erhaltung gegen Kara Mustapha zu danken hatte, beschloß sein ruhmvolles Leben, das er bis in das Alter frisch und heiter zu bewahren gewußt. Die Stockung der laufenden Geschäfte, welche dadurch entstand, bis die Allerhöchste Entschließung den Nachfolger, den alle Welt schon in dem Fürsten Mannsfeld bezeichnete, ernannt haben würde, ließ es für gerathen erscheinen, dem Commandirenden in Tirol einstweilen diejenigen Anordnungen zuzufertigen, mit denen man bis dahin zu Stande gekommen war, und so erhielt denn Graf Königsegg eines Morgens überraschend den Befehl, sich zur Abreise binnen drei Tagen bereit zu halten. Er bedurfte dazu keiner großen Anstalten, und Max Riedau, welchen er sogleich davon benachrichtigte, noch weniger.

Während Königsegg in Folge dieser Kunde wenigstens seine nöthigsten Abschiedsbesuche machte, fand Riedau endlich wieder einmal bei seiner Schwester Zutritt, welche er seit seiner Verwundung überhaupt nur einmal gesprochen hatte, da er, als sie ihn widerstrebend im Hause der Gräfin Königsegg auf dem Krankenlager besucht, noch nicht bei voller Besinnung gewesen war. Sie wollte ihn eigentlich auch heute nicht vorlassen, sondern mit einer leichten Entschuldigung abweisen; er ließ ihr aber sagen, daß sie ihn vielleicht zum Letztenmale sehen werde, und so gab sie denn nach, ja sie kam ihm mit einer gewissen Herzlichkeit entgegen, welche er an ihr längst nicht mehr gewohnt war.

„Sollen wir uns wirklich zum Letztenmale sehen, Max? Gehst Du nun in den Krieg?“ fragte sie, indem sie ihm die Hand reichte. „Ich wollte, ich wäre ein Mann und könnte Dich begleiten.“

„Ja, Anna,“ erwiederte er in dem gleichen Tone, vor welchem ihm das Herz aufging und die unvergessenen Gefühle aus der Kindheit wohlthuend erwachten. „Wir wollten als Brüder treu zusammenhalten! Aber da es doch nun einmal anders ist, so freue ich mich, Dich in Deiner ehrenvollen Lage wohl geborgen zu wissen.“

„Meinst Du?“ versetzte sie. „Doch ich will nicht zu Dir klagen. Bist Du nun wieder ganz gesund?“

„Gott sei Dank, ja!“ versicherte er.

„Ja wohl, Gott sei Dank!“ wiederholte sie aus tiefster Brust. „Wer an Deinem Unglück Theil oder Schuld hat, müßte ja sonst vor Gram vergehen. — — — — Bist Du für den Krieg auch mit Allem versorgt? Kann ich Dir nicht noch Manches besorgen? Ihr Männer denkt an nichts; ich bin Deine ältere Schwester und möchte Dich nicht schlecht versorgt in den kalten Winter hinausziehen lassen!“ Sie fragte mit einer wahrhaft mütterlichen Sorglichkeit nach seiner Ausstattung mit den nöthigsten Bedürfnissen für die Reise und den Feldzug; er dankte ihr und beruhigte sie darüber.

„Hast Du der Gräfin schon Lebewohl gesagt?“ fing sie dann mit einer schon veränderten Miene an.

Er verneinte es, da er den Grafen gebeten habe, seine Mutter erst zu fragen, ob und zu welcher Zeit sie ihn noch einmal empfangen wolle.

„Die Cronberg findest Du nicht mehr dort — weißt Du das?“

„Ich weiß es, Anna,“ erwiederte er — so gern hätte er sie von dieser Richtung abgelenkt, aber er war rathlos, wie er das anstellen sollte.

„Hat man Dir erzählt, warum sie nicht mehr hier bleiben, nicht mehr in der vornehmen Welt, deren Para=

diesvogel sie ja war, erscheinen konnte?“ fragte Anna, immer mehr in ihr gewohntes Wesen zurückfallend.

„Mir hat die Gräfin gesagt, daß Fräulein von Cronberg verreist ist — wie hätte sie mir weiter etwas sagen sollen? Hatte ich danach zu fragen?“

„Vielleicht doch!“ entgegnete Anna, ohne ihn anzusehen. „Ich will Dir das Mährchen erzählen, das man den Leuten aufgeschwatzt hat. Der alte Cronberg — Du kennst den Narren nicht, ich aber habe ihn gesehen, wie er als ein wahrer Policinello aus einem italienischen Maskenspiel sich am Hofe dick und breit dem Gelächter preisgab — dieser alte Hagestolz soll sich in das glatte Lärvchen, das ihm bestens herausstaffirt an den Arm gehängt wurde, verliebt und ihr seine Hand geboten haben! — Denke Dir, Max, wie mir das Herz in der Brust sprang, als ich davon hörte! Denn es war dafür gesorgt worden, daß es, wahr oder erlogen, recht weit, bis in die Dienerstuben, also auch bis zu mir! verbreitet wurde. Mir lachte das Herz dabei in der Brust, denn wenn es die Wahrheit war und das Mädl, wie es nicht anders sein konnte, ohne sich zu besinnen, zugriff — dann, Max, dann war sie reich und wir konnten auftreten und fordern, daß sie ihres Vaters Schandthat an uns wieder gut machte —“

„Anna, ich bitte Dich!“ rief Max, von ihrem leidenschaftlichen Wesen erschreckt.

„So stand es, und ich wäre dann des verhaßten Dienens als Magd selbst bei einer Königin überhoben gewesen, meine eigene Herrin, alt und häßlich genug, um mir einen Hausstand für mich ganz allein zu schaffen, ohne übler Nachrede ausgesetzt zu sein! Da bereute ich, was ich schon, ehe ich von dieser Aussicht etwas wußte — doch das will ich für mich behalten. Es kam ja auch Alles anders. Die Leute sagen, sie habe die Hand des reichen Mannes ausgeschlagen, und um allen Verlegenheiten zu entgehen, sei sie dann abgereist — wohin, das verschweige die Frau Tante weislich, damit ihr der arme verliebte Narr nicht nachsetze, um sie mit Gewalt als ihr Gespons heimzuführen! Ist das nicht lustig, Max?“

„Warum erbitterst Du Dich immer von Neuem gegen eine Schuldlose?“ fragte der Bruder mit leichtem Vorwurfe, obschon er durch ihre gehässigen Worte tief verletzt war.

„Eine Schuldlose!“ lachte sie auf. „Nun, Max, ich will Dir die Augen öffnen. Sage mir nichts, gegen mich kannst Du Dich nicht verstellen, ich weiß, wie Alles steht! Wäre das Unglück geschehen — was Gott verhütet hat — und Du als Opfer gefallen — — so würde ich auf ewig geschwiegen haben; es wäre dann ja auch für mich nichts

anderes in der Welt übrig geblieben, als in ein Kloster zu gehen und Buße zu thun mein Lebelang. Nun Du aber lebst und kräftig bist, muß ich reden. Ich habe als Deine Schwester diese Pflicht. — Willst Du wissen, was der Grund ist, daß sich Dein schuldloses Fräulein aus Wien entfernt hat?"

„Ich habe nicht danach zu fragen und bitte Dich, Deinem Grolle nicht weiter Raum zu geben! Laß uns in dieser Abschiedsstunde von andern Dingen reden."

„O nein! Grade weil es unsere Abschiedsstunde ist, muß ich Dir Alles sagen. Wenn es auch ein bitterer Trank ist, er wird Dich heilen. Höre denn! Die Cronberg hat ein heimliches Verhältniß mit dem Grafen Colonna gehabt, sie hat ihn bei sich gesehen, wenn die Gräfin nicht zu Hause war — unterbrich mich nicht! Die Gräfin hat davon Beweise und Du — bist ihm ja dort begegnet! Du siehst, ich weiß Alles. Graf Colonna ist durch ein Billet eingeladen worden zum Stelldichein, man hat ihm die Seitenpforte, ja die verborgene Treppe und die Tapetenthüre bezeichnet, durch welche er ungesehen in das Zimmer gelangen konnte!"

„Das ist nicht wahr!" rief Max im edlen Zorne, indem er aufsprang. „Das ist die schändlichste Verläumdung!"

Sie zuckte die Achseln. „Du brausest auf, wie ein

Sturmwind — aber es wird dadurch nicht anders, ergib Dich d'rein! Reiße die Unwürdige aus Deinem Herzen, sie verdient die Schonung nicht, mit welcher die Gräfin ihre überraschende Entfernung vor der Welt erklärt hat. Freilich hat sie dabei ihre eigene Person zu schonen. Aber die Maske soll abgezogen werden, wie klug sie auch ist. Die Welt soll erfahren, welcher Gauklerin man um ihres hübschen Gesichts willen eine wahnsinnige Huldigung gebracht hat."

„Du verfolgst Cajetana mit Deinem Hasse," sagte Max, von Allem, was er gehört hatte, tief empört. „Ich bitte Dich, Schwester, nicht weiter zu gehen. Es ist meine letzte Bitte an Dich. Bedenke, wie kann es Dir Seelenfrieden bringen? — Mag auch Alles geschehen sein, was ich nimmermehr glaube —"

„Seelenfrieden ist mein Theil nicht auf der Welt, und wenn Du nicht glaubst, was ich Dir gesagt habe, so ist es darum doch wahr! — Aber Du willst von andern Dingen reden, ich schweige."

Ihm schwoll das Herz in der Brust von bittern Gefühlen, aber er gab sich ihnen gegen die Schwester nicht hin, ja ihn erfaßte in diesem Moment ein unendliches Mitleid mit ihr und Thränen traten in sein Auge. Ob sie es bemerkte, blieb zweifelhaft — ihre Züge drückten keine mildere Regung aus. Als er aber, kurze Zeit, nach-

dem ihr Gespräch gewaltsam von dem unseligen Gegenstande losgerissen war, Abschied von ihr genommen und sich entfernt hatte, da brach endlich auch ihr hartes Herz in der Einsamkeit und sie fing an bitter zu weinen, um ihn und auch um sich selbst. Seelenfrieden war ihr Theil nicht auf Erden! —

Zwei Tage später verließ Max mit dem Grafen Königsegg Wien. Die Gräfin Francesca hatte ihn nicht mehr empfangen können, sondern ihm nur durch ihren Sohn ihre besten Wünsche für die kommenden Ereignisse ausdrücken lassen. Karl Fidelis war, nachdem er im Hofkriegsrath alle Depeschen und sonstigen wichtigen Papiere für seinen General erhalten hatte, noch einmal zum Prinzen von Savoyen beschieden und mit einigen besondern Aufträgen an den Feldzeugmeister betraut worden. Der Prinz hatte es nicht ausgesprochen, aber es doch ahnen lassen, daß er bald in Person zum Heere zu kommen gedenke, um den Oberbefehl zu übernehmen, was Königsegg mit den freudigsten Hoffnungen füllte. Bei der Entlassung hatte Prinz Eugen noch wohlwollend von Riedau gesprochen und zur höchsten Ueberraschung des Grafen ihn beauftragt, ein Rencontre zwischen dem jungen Manne und dem Grafen Pio Colonna, wozu Anlaß vorhanden sei, zu verhindern: er mache ihn verantwortlich dafür. So war das Geheimniß, welches Max mit ehren-

hafter Treue bewahrte, auch dem Prinzen bekannt! Königsegg versprach, das Seinige zu thun.

Von Trautson hatte er am Tage seiner Abreise in aller Morgenfrühe Abschied genommen, wo es noch nicht möglich war, sich zugleich auch der Gräfin zu empfehlen; er hatte den Freund gebeten, ihn bei seiner Gemahlin mit der Last von Dienstgeschäften zu entschuldigen, da es ihm wahrscheinlich unmöglich würde, noch einmal zu schicklicher Stunde im Laufe des Tages wieder zu kommen.

„Wenn nicht heut', mein Karl, doch auf ein künftiges frohes Wiedersehen!“ waren Trautson's letzte gerührte Worte gewesen, und in langer, stummer Umarmung hatten die Freunde sich ihr Lebewohl ausgedrückt.

Als Graf Leopold dann seiner Gemahlin den ihm aufgetragenen Gruß bestellte, sah Marie Therese überrascht auf. — „Ich möchte wohl wissen, wodurch er mir so abgeneigt ist, daß er mir kaum die gewöhnlichen Formen der Höflichkeit gönnt!“ wiederholte sie, was sie schon bei mancher Gelegenheit, unbelehrt durch ihres Gemahls Einspruch, geäußert hatte. „Wenn ich ihm nicht Deinetwegen und auch der armen Tani wegen, der er sich so edel angenommen hat, im Grunde herzlich gut wäre, könnte ich wegen seiner fast absichtlichen Vernachlässigung einen Groll auf ihn werfen.“

Trautson mochte wohl aus Erfahrung wissen, daß seine Entschuldigung des Freundes, da sie mit manchen Thatsachen im Widerspruch standen, bei Marie Therese kein rechtes Gehör fanden; er bemühte sich daher heute nur, die Absichtlichkeit seines Thuns in Abrede zu stellen, und das liebliche Töchterchen, das eben von seiner Wärterin in das Zimmer gebracht wurde, kam ihm erwünscht zu Hülfe, um das Gespräch zu beendigen.

„Bleib hier, Kathi," sagte die Gräfin, als die Wärterin sich wieder entfernen wollte. „Ich habe mit Dir zu reden."

Kathi war seit der Rückkehr der Gräfin von ihrer kleinen Reise zu ihrer Mutter, auf welcher jene sie begleitet hatte, die Wärterin der kleinen Elisabeth geworden, die sich unterwegs mit einer wahren Zärtlichkeit an sie angeschlossen. Ihre bisherige Wärterin, eine alte ehrbare Frau, hatte freilich nicht so lustig mit ihr gespielt, war auch viel häßlicher, wofür Kinder selbst im zarten Alter gar empfindlich sind; sie war kurz vor der Reise krank geworden, und Niemand im Hause hatte sich verwundert, daß die Gräfin für sie die hübsche steyerische Magd, welche seit einiger Zeit in den Dienst gekommen war und sich schon allgemeine Liebe durch ihre Freundlichkeit und Anstelligkeit erworben hatte, mit der Obhut und Wartung ihres Töchterchens beauftragte. Ebenso fand

man es natürlich, daß sie nach der Rückkehr in ihrem Amte blieb, und die alte Frau, die noch immer kränkelte, war auch ganz zufrieden damit. So befand sich denn Kathi, wie sie selbst einmal auf Befragen gegen die Gräfin äußerte, „wie im Himmel!“ und dies beglückende Gefühl drückte sich auch in ihrem Aeußern aus, denn sie blühte, wie eine Rose, und nahm sich in ihrer saubern steyerischen Tracht, welche sie auf Anordnung ihrer Herrin beim Eintritt in den Dienst angelegt hatte, bildhübsch aus. Ihre Wünsche schienen durchaus auf das Haus, das ihr Glück und Frieden gewährte, beschränkt zu sein, denn sie verließ es selten, fast nur, um die heilige Messe zu hören und für das Seelenheil ihres Vaters zu beten.

Graf Trautson hatte einen fragenden Blick auf seine Gemahlin geworfen, als diese Kathi zurückhielt, aber sie bedeutete ihm, daß er nicht nöthig habe, sie mit dem Mädchen allein zu lassen.

„Ich wollte nur noch etwas von Dir wissen, Kathi,“ begann die Gräfin. „Du bist früher in Markstein gewesen?“

„Ja, als es noch dem Herrn Rittmeister von Cronberg gehörte und mein Vater bei ihm in Diensten stand.“

„Aber Du warst noch sehr jung damals?“

Kathi besann sich. „Zwölf Jahr doch,“ sagte sie. „Ich kann mich genau auf Alles dort besinnen.“

„Darum freutest Du Dich wohl auch, als Du bei mir von dem Orte hörtest und glaubtest, wieder hinzukommen! Hast Du noch Menschen dort, die Dir lieb sind?" — Kathi schüttelte den Kopf. „Oder sonst eine Ursache, welche Dich dahin zieht? Du warst ganz aufgeregt und schienst eine wahre Sehnsucht zu haben — vielleicht Heimweh, armes Kind? Rede offen mit mir, vielleicht kann ich Deine Wünsche erfüllen!"

„Ich kenne keinen Menschen mehr dort, der sich um mich kümmern würde," antwortete Kathi zögernd. „Nur der Herr Pfarrer vielleicht. Aber es wäre mir schon lieb, wenn ich einmal wieder nach Markstein käme — mein Vater hat viel davon gesprochen in seiner letzten Zeit, es ließ ihm gar keine Ruhe, und er hat mir auch einen Auftrag gegeben, daß ich nach Markstein gehen und dort — für ihn etwas thun sollte. Gnädigste Frau Gräfin, davon kann ich aber nicht reden."

„Ich will auch nicht in Dich dringen, Kind," sagte die Gräfin gütig. „Gott bewahre mich, die letzten Worte Deines sterbenden Vaters Dir abzufragen; bewahre sie treu für Dich, und was er Dir aufgetragen hat, das mußt Du ausrichten. Zum Frühlinge reisen wir nach Steyermark, da sollst Du mit uns gehen."

Eine lebhafte Freude machte sich in Kathi's Zügen bemerkbar. „Euer Gnaden sind so gut!" rief sie. „Es

wird freilich nichts sein — der Vater hatte zuletzt viele wunderliche Träume, aber wenn ich gethan habe, was er mich geheißen hat, so werde ich erst ganz ruhig werden."

„Warum hat Dein Vater seinen Dienst bei dem Rittmeister von Cronberg verlassen, da er ihm doch so anhänglich gewesen ist?"

„Der Herr Rittmeister hat ihn nicht mehr behalten wollen," erwiederte Kathi kleinmüthig.

Die Gräfin ging schonend darüber hinweg und fragte nach Cajetana's Kindheit, wo sich dann Kathi's Gesicht schnell wieder erheiterte und sie mit redseliger Zunge viel kleine Erlebnisse, die ihr unvergessen geblieben waren, vortrug, so daß sich der Graf lächelnd verwunderte, wie seine Gemahlin das Alles mit solcher Geduld anhören könne. Sie kam aber nun auf eine andere Frage, ob Kathi auch den Herrn von Riedau, den Vater des jungen Offiziers, dem sie neulich hier im Hause begegnet, gekannt habe? Er solle ja ein Freund des Rittmeisters von Cronberg gewesen sein.

„Ja, das weiß ich," sagte Kathi. „Sie haben auch schon meinen Vater, wie wir noch in Meidling wohnten, danach gefragt, aber ich kann mich nicht recht auf den gnädigen Herrn von Riedau besinnen. — Mein Vater hat manchmal in seiner Krankheit von ihm gespro-

chen — es suchte ihn oft heim, daß er Verstorbene zu sehen glaubte und mit ihnen sprach."

Sie sprach das in einem leisen Tone, der das ahnungsvolle Grauen ihrer Seele verrieth, und der Graf, welcher den Eindruck auf seine Gemahlin bemerkte, glaubte nun einschreiten zu müssen.

„Du sollst im Frühlinge nach Markstein kommen," sagte er. „Dein Vater ruhe in Frieden!" Er winkte ihr mit der Hand, sich zu entfernen, und machte dann seiner Frau liebevolle Vorwürfe, daß sie sich durch solche Schilderungen beunruhigen lasse; eine klare Einsicht in die Verhältnisse sei durch das Mädchen, welches damals noch ein Kind gewesen, doch nicht zu erlangen, und wie Alles seitdem sich gestaltet habe, werde für die Tochter Cronberg's auch nichts dadurch gewonnen werden.

„Du glaubst doch nicht, daß Cajetana irgend ein Vorwurf treffen kann?" fragte die Gräfin eifrig.

„Es ist seltsam," entgegnete er lächelnd, „wie dies junge Mädchen grade unter den Frauen ihre wärmsten Verehrerinnen findet, welche sie in Schutz nehmen, wo es irgend gilt, ganz gegen Regel und Herkommen!"

„Verläumder! Als ob Frauen ihr eigenes Geschlecht anfeinden könnten! — Sage mir aber, Leopold, wirst Du Kathi nicht wenigstens mittheilen, daß Dir der König für sie so bedeutendes Geschenk zugestellt hat, auch

wenn Du es für passend hältst, es ihr vor der Hand noch nicht zu geben?“

„Warum sollte ich das thun, Resi?“ entgegnete Trautson. „Wir haben uns Beide ja darüber berathen, daß es einst ihr Heirathsgut werden soll; warum sie also jetzt in ihrer Genügsamkeit stören? Sie fühlt sich glücklich und zufrieden, und wird einst, wenn sich ein braver Mann für sie findet, um so freudiger überrascht sein, daß sie ihm auch eine Morgengabe mitbringt.“

„Aber muß sie nicht gering von dem Könige denken, daß er seinen Ring zurückgenommen und ihr nicht den geringsten Ersatz dafür gegeben hat? Sie wird ihn hochfahrender Geringschätzung zeihen.“

„Soll ich nun das Mädchen gegen Dich in Schutz nehmen?“ sagte er lächelnd. „Ich bin überzeugt, daß sie sich, nun ihr Vater todt und sie wohl geborgen ist, über den Ring gar keine Gedanken mehr macht. — Ihr Sinn mag Dir aber besser bekannt sein, als mir. Von einem frühern Bewerber hat sie wohl noch nichts ahnen lassen? Sie ist so offen und kennt gar keine Rücksicht, wenn sie mit Dir spricht, daß es mich oft in Verlegenheit setzt, wie ich, ohne ihr weh zu thun, an Deiner Statt dies wild aufgewachsene Wesen zu schicklicherm Verhalten bringen soll.“

„Laß sie nur, Leopold. Sie ist wild und frei aufge-

wachsen, und wenn sie als Magd dreist zu mir spricht, so gefällt mir das besser, als wenn mir in Windisch-Oberau unsere wendischen Bauern den Rockzipfel küssen. Im Grunde des Herzens ist sie doch demüthiger, als diese.— Von einem Freier weiß ich nichts, es ist mir aber so vorgekommen, als ob ihre Gedanken sich mit einem jungen Manne beschäftigten, der sie neulich, da sie mit uns in der Kirche war, beim Herausgehen grüßte. Sie wurde dabei sehr roth, und als ich sie später einmal, da mir es wieder einfiel, danach fragte, nannte sie mir ihn und erröthete dabei von Neuem, so daß ich sie nicht weiter in Verlegenheit setzen wollte. Ein Freier für sie wird er aber nimmer werden, denn er ist der Sohn eines Bürgers und Kaufherrn, und diese halten viel strenger auf ihren Stand, als wir!“

Viertes Capitel.

Das Wiedersehen.

Streng war der Winter gekommen, und eine Reise in dieser Jahreszeit nach dem Alpenlande mochte Vielen, welche daheim am warmen Ofen im bequemen Lehnstuhle

faßen, als eine der schauerlichsten Unternehmungen vorkommen. Frische Soldatenherzen scheuten sie aber nicht und erfreuten sich im Gegentheil der erhabenen Scene, welche die Gebirgsnatur in ihrem winterlichen Gewande ihnen bot. Graf Königsegg und Riedau dachten wenig an Wien zurück, ihr Sinn strebte vorwärts, aber sie verschlossen sich nicht den Eindrücken, welche jeder Tag ihrer Reise mit stets wechselnder Schönheit auf sie machten. Wären sie vierzehn Tage früher gereist, wie es ihre Ungeduld ja ersehnt hatte, so würden sie freilich mit allen Beschwerlichkeiten der Gebirgswege gekämpft, vielleicht an der Schwelle derselben schon die Unmöglichkeit erkannt haben, fortzukommen. Nun aber hatte der Schneefall längst aufgehört und das betriebsame Volk in seinem Verkehr überall Schlittenbahn bewirkt, so daß die Reisenden, welche im kaiserlicheu Dienst auf allen Stationen Pferde im Voraus bestellen ließen, schnell und angenehm in ihrem Schlitten, nur von einem Diener begleitet, befördert wurden. Die Reitknechte mit den Pferden kamen in regelmäßigen Tagemärschen nach; vor der Hand bedurfte man ihrer auch nach dem Eintreffen bei den Truppen noch nicht.

Wie dies enge Zusammenleben, Tag und Nacht vereint, die beiden jungen Männer, wenn auch durch ihre Geburt und ihre Aussichten sehr verschieden gestellt, ein=

ander näher brachte, so gewann Graf Königsegg immer mehr die Zuversicht, daß der Gedanke, der vor der Hand seine ganze Seele beschäftigte, zur schönsten Ausführung gedeihen werde. Er hütete sich aber wohl, denselben zu verrathen, wie er denn überhaupt dem Gefährten, dessen offenes Entgegenkommen ihm das vollste Vertrauen geschenkt, ohne Rückhalt die geheimsten Wünsche und Bekümmernisse seines lautern Herzens nicht verhehlt hatte, in gleicher Weise einen Blick in seine eigene Brust keineswegs gewährte. Was dort in Schmerzen verborgen ruhte, das sollte einst mit ihm in die Gruft sinken, ohne daß eine Seele davon eine Ahnung erhielte.

„Kann ich nicht glücklich werden," hatte er sich aber schon vor einiger Zeit gelobt, „so will ich doch ein anderes Glück, so reich, wie es nur der höchste Flug der Phantasie ersinnen kann, bereiten!"

Die ersten Schritte dazu waren schon gethan.

Sie hatten nun das Gebiet des Erzstiftes betreten, welches heute eine der schönsten Perlen im reichen Diadem des Kaiserstaats ist, damals aber noch reichsunmittelbar war: Salzburg. Wenn dieser Name genannt wird, geht wohl Jedem, dem es vergönnt war, das herrliche Land, welches vielleicht unter allen Gauen unsers weiten deutschen Vaterlandes das unübertroffen schönste ist, in entzückender Erinnerung das Herz auf. Wo findet sich die

großartigste Erhabenheit der Alpenwelt mit ihren Riesenhäuptern im ewigen Schnee, den kühnen Bergmassen und unzugänglichen Felsenwildnissen so nah vereint mit der Milde und Lieblichkeit reizender, gesegneter Landschaften, durchströmt von den lebendigen, meergrünen Wassern, belebt von hellen Städten und Dörfern — und in der Berge Schooß die klaren, wundervollen Seen vom smaragdenen Traunsee hinauf bis zum düstern Hallstädter und weit zum Königssee, über dem der Watzmann seine silberglänzenden Zacken erhebt! Tausende besuchen zur Sommerszeit, wenn Alles im Farbenschmuck prangt, diese paradiesischen Stätten, und haben gewiß keine Ahnung, wie prachtvoll sie auch im Schnee und Eis ihre unvergängliche Majestät entfalten.

Max Riedau konnte nicht genug Worte finden, seine Bewunderung der nie geahnten Herrlichkeit auszudrücken, und da ihm Königsegg erklärte, daß er die Absicht habe, das schöne Besitzthum seiner Mutter, welches nur wenig von ihrer Straße seitab unterm Stauffen gelegen sei, zu besuchen, um ihnen dort auf die schnelle Reise, durch welche sie schon viel Zeit gewonnen, einen oder zwei Tage Ruhe zu gönnen, war er freudig einverstanden.

„Nun aber, Max,“ sagte Karl Fidelis, indem er ihm in das Auge sah, „ich will kein unehrlich Spiel treiben. Ahnen Sie, wenn Sie dort treffen werden?“

Max sah ihn fragend und überrascht an, dann schien wirklich eine solche Ahnung plötzlich in seiner Seele aufzugehen.

„Doch nicht —?" erwiederte er, und seine Frage stockte, während er unruhig emporsah.

„Cajetana ist dort — ich mag Ihnen keine Ueberraschung bereiten, welche Verlegenheit herbeiführen könnte."

„Dann lassen Sie mich hier in Salzburg abwarten, bis Sie weiter reisen wollen," sagte Riedau. Er konnte die Bewegung nicht verbergen, welche die unerwartete Nachricht, daß Cajetana ihm so nah sei und daß er sie wieder sehen könne, in ihm hervorgerufen hatte. Doch war er entschlossen, dies Wiedersehen, das seine noch unverharschte Wunde nur schmerzlich berühren würde, zu vermeiden.

„Bleiben Sie hier, Max — nicht bis wir weiter nach Innsbruck reisen, sondern bis ich Ihnen Botschaft sende, heraus zu kommen. Ich möchte nicht scheiden, ohne Alles, was hier noch dunkel und fremdartig störend ist, rein aufgeklärt zu haben: wer weiß, ob wir sobald zurückkehren."

„Ich bedarf keine Aufklärung," erwiederte Max. „Cajetana steht in meiner Seele über alle Zweifel erhaben — Sie wissen das, Herr Graf."

„Das weiß ich. Die verläumderische Nachrede —

wenn sie auch, wie Sie annehmen müssen, bei Ihrer strengen Schwester durch den Schein der Wahrheit hervorgerufen worden ist — hat bei Ihnen keinen Glauben gefunden. Auch ich halte das für ganz unmöglich. Aber diese Ueberzeugung allein befriedigt mich noch nicht, da wir in einer andern Frage verschiedener Meinung sind. Ich komme nicht darauf zurück, seien Sie ganz ruhig. Nur bestehe ich auf meiner Bitte, daß Sie zu mir kommen, wenn ich Sie einladen lasse. Mögen Sie Recht haben oder ich, so wäre es immer eine Muthlosigkeit, Max, wenn Sie Cajetana nicht begegnen wollten. Sie haben keine Ursache, Ihre Stirn zu verbergen, und werden in jedem Falle würdig als Mann auftreten, dessen bin ich gewiß."

Max konnte seine Zusage nicht länger verweigern. Er blieb in der Stadt zurück und mußte Königsegg bei dem Erzbischofe entschuldigen, welcher beide kaiserliche Offiziere, als ihm ihre Anwesenheit gemeldet worden war, auf seine Residenz zur Tafel eingeladen hatte. Der ehrwürdige Kirchenfürst, ein geborener Graf von Thun, Johann Ernst, welcher seinem Lande bereits in einer dreizehnjährigen weisen Regierung Segen gebracht hatte, war nicht ohne Kenntniß von der für das Haus Oesterreich bedrohlichen Wendung der Politik bei seinem Nachbar, dem Kurfürsten von Baiern geblieben, und wollte mit dem

Grafen Königsegg, dessen Vater, der Reichsvicekanzler, ihm befreundet gewesen war, Manches besprechen, das für seinen Wunsch, dem Erzstifte alle Schrecken des Krieges zu ersparen, wichtig sein mußte. Ihm schwebte das glückliche Vorbild vor, das einst der Erzbischof Paris, Graf zu Lodron, gegeben hatte. Diesem war es gelungen, das Salzburgische Erzstift während des ganzen dreißigjährigen Krieges vor Freund und Feind unberührt zu erhalten. Es war fast ein Wunder zu nennen, daß in dieser für Deutschland nie genug zu beklagenden Zeit, wo fast kein Winkel von den zuchtlosen, auf eigene Hand in zahllose kleine Unternehmungen zersplitterten Soldatenhorden, die oft weniger den Feind, als Brod und Raub suchten, verschont blieb, kein einziger fremder Soldat salzburgischen Grund und Boden betreten hat. Der Erzbischof war aller Vorstellungen des Papstes und des Kaisers ungeachtet nicht einmal der Liga beigetreten, weil er bei dem unseligen Streit der Religionsparteien lieber versöhnen, als in schroffer Waffenfertigkeit noch mehr scheiden wollte, und erst, als er die Bedrängniß des Kaisers sah, stellte er ihm aus freier Entschließung Regimenter aus seinen zum Schutz des Landes geworbenen Truppen zur Verfügung.

Ueber seine Sorgen sprach sich nun zwar der Erzbischof Johann Ernst gegen den jungen Offizier, welcher ihm die Entschuldigung des Grafen Königsegg

brachte, nicht aus, aber als einer der Domherren, die heute zur fürstlichen Tafel geladen waren, von dem Kriege, welcher vielleicht ausbrechen könnte, behauptete, daß er sich einzig und allein auf die beanspruchten Länder Italiens und der Niederlande beschränken, und das deutsche Reich gar nicht berühren werde, daher also auch alle kostspieligen Vorsichtsmaßregeln überflüssig seien, äußerte der Kirchenfürst doch in ernstem Tone: „Felix est respublica, quae tempore pacis de bello cogitat! — Glücklich der Staat, der in der Zeit des Friedens an den Krieg denkt," wiederholte er lächelnd gegen den jungen Kriegsmann, dessen Miene er wohl ansehen mochte, daß er sich mit dem Latein nicht viel herumgeschlagen hatte, und er fand bei ihm nun die vollkommenste Uebereinstimmung. Nach aufgehobener Tafel ertheilte er einem seiner Offiziere den Auftrag, dem fremden Gaste die Feste Hohensalzburg mit ihren starken Werken und dem wohlversehenen Zeughause, und was er sonst zu sehen wünsche, zu zeigen, und entließ Riedau mit jener Freundlichkeit, die seinem milden Character gegen Jedermann eigen war. In letzter Zeit hatte er sich nur mehr zurückgezogen, weil er an den Augen litt, welches Uebel ihn auch an der heutigen Tafel gestört hatte.

Riedau verließ mit seinem höflichen Führer das erzbischöfliche Schloß und trat auf den Residenzplatz, wo

ihn von Neuem das Meisterwerk des Springbrunnens fesselte, dessen Gleichen in ganz Deutschland nicht zu finden ist. Damals kaum vor dreißig Jahren vollendet, leuchtete der weiße Marmor, welcher in unsern Tagen schon die Spuren der Zeit und Witterung von zwei Jahrhunderten trägt, noch in seiner vollen, unentweihten Klarheit, und Max konnte sich nicht satt sehen, wie die Riesenpferde aus Nüstern und Schlund die Wasser in die colossalen Becken strömen ließen, während sein Führer mit dem Stolze des Salzburgers ihn auf alle Vorzüge des Wunderwerkes, welches Antonio Dario geschaffen, und dabei auch auf die Macht und den Reichthum des Erzbischofs, Primas von Deutschland, aufmerksam machte, welcher solche und viel andere Herrlichkeiten, die noch heute die Augen des fremden Gastes erfreuen würden, in Salzburg aufzustellen vermocht habe.

In diesem Moment wurden aber Riedau's Augen von einer ganz andern als dieser steinernen Herrlichkeit angezogen. Ueber den Residenzplatz klingelte ein leichter Schlitten daher, in welchem zwei Frauen saßen — die eine, wahrscheinlich über die rothe Uniform des kaiserlichen Dragoner-Offiziers, als hier ungewöhnlich, verwundert, machte die andere aufmerksam, und diese wendete im Vorbeifahren Max ihr volles Gesicht zu: es war nur ein flüchtiger Blick, aber keine Täuschung möglich!

Die Ueberraschung, welche Karl Fidelis hatte vermeiden wollen, war nun doch gekommen — zum Glück bemerkte die einfache Frau, die an Cajetana's Seite saß, die tiefe Bewegung nicht, welche bei dem unerwarteten Wiedersehen die Herzensruhe des jungen Mädchens, kaum gewonnen und immer noch trügerisch, auf's Neue stürmisch unterbrochen hatte. Es war aber auch ein Gefühl der Freudigkeit dabei. Sie hatte Wien verlassen, noch ehe der Schwerverwundete außer Gefahr gewesen war, und die Gräfin hatte ihr, wie wir wissen, nicht mehr geschrieben. Von seiner Genesung, um welche sie innig zu Gott gebetet hatte, war ihr bis heute noch keine Kunde zugegangen und danach zu fragen doch unmöglich gewesen. Sein Hiersein, unstreitig auf der Rückkehr zu den Truppen, gab ihr nun beglückende Gewißheit, und sie fühlte in diesem Augenblicke alle ihre Wünsche erhört. Was hätte sie noch weiter wünschen und hoffen dürfen? —

In Stauffenried, der Besitzung der Gräfin Königsegg, wo Cajetana gewissermaßen in Verbannung lebte, harrte ihrer aber noch eine andere Ueberraschung. Als ihr Schlitten vor das alterthümliche Herrenhaus gelangt war, trat ihr Graf Karl entgegen, der mit Ungeduld auf ihre Heimkehr gewartet hatte. Die Begleiterin Cajetana's, eine arme adelige Witwe aus der Gegend, welcher die Gräfin die Führung und Oberaufsicht der Wirthschaft

anvertraut hatte, die sie einst Anna Riedau zugedacht, war über den Besuch eines fremden Herrn nicht wenig verwundert; als ihr aber Cajetana mit raschem Wort sagte, daß es Graf Königsegg sei, konnte sie nicht rasch genug vom Schlitten kommen, um ihn gebührend zu begrüßen. Seine achtungsvolle Höflichkeit, welche er ihr bewies, die herzliche Anrede an Cajetana, die er sein liebes Mündel nannte, gewannen ihm gleich im ersten Momente das Herz der würdigen guten Frau, welche nun, sobald er in das große, vom lodernden Kaminfeuer wohl durchwärmte Zimmer geführt war, sich beeilte, für eine behagliche Aufnahme des edlen Gastes zu sorgen. Der Graf blieb denn, wie er gewünscht hatte, mit Cajetana allein.

Er hatte sie so lange nicht gesehen, daß er sich zurückrufen mußte, wann es zum Letztenmale gewesen war. Als er damals beim Abschiede seine Stiefmutter gebeten hatte, dem armen Kinde immer eine Mutter, niemals hart gegen sie zu sein, hatte er vielleicht schon geahnt, daß eine Zeit der Prüfung für sie kommen werde; aber er hatte, von der Veränderung überrascht, welche während ihres kurzen Aufenthalts im Hause der Gräfin zu ihrem Vortheil mit ihr vorgegangen war, nicht gezweifelt, daß sie in der großen Welt Bewunderung erregen, vielleicht ihr Glück finden werde, das ihr nach den Aeuße-

rungen seiner Mutter schon winkte. Wie war Alles wieder so ganz anders gekommen! Er fand Cajetana schöner vielleicht, unstreitig reizend entwickelt, aber der einst so strahlende Blick ihres braunen Auges war umflort, wie damals im Grame um ihren Vater, und der frische, vertrauende Ausdruck, der ihrem noch kindlichen Antlitze einst einen unendlichen Zauber verlieh, hatte sich in eine stille Hingebung verwandelt, welche einen aufmerksamen Beobachter wehmüthig stimmen konnte.

Was an mir ist, Du schönes liebes Kind, Dein Glück zu begründen, gelobte sich Karl Fidelis in Gedanken, das soll von Herzen geschehen, und Gott gebe seinen Segen dazu.

„Ich komme von Wien," begrüßte er sie, sobald die alte Dame das Zimmer verlassen hatte. „Meine Mutter hat mir freundliche Grüße aufgetragen." Cajetana verneigte sich und sah ihm dankbar für dies Zeichen, das ihr wohlthuend war, in das ernste, liebreich auf sie niederblickende Auge.

„Hat mein theures Mündel auf ihren Vormund nicht vergessen?" scherzte er. „Noch immer den alten Respect und Gehorsam bewahrt, und was mehr sagen will, das alte Vertrauen?"

„Ganz gewiß!" erwiederte sie mit innigem Tone.

„Das freut mich von Herzen und ich hoffe bald

Beweise davon zu erhalten! Nun, Tani, Sie können denken, daß meine Mutter mir erzählt hat, was in unserm Hause geschehen ist — nein, mein liebes herziges Kind, Sie dürfen nicht Ihr Auge niederschlagen und vor diesem Gespräche beben, Sie haben keine Ursache dazu, ich weiß, daß Sie ruhig der Zukunft entgegen schauen können, welche Alles, was Sie gekränkt hat, zum wahren Glücke führen wird."

„Gott möge mir beistehen!" sagte Cajetana leise, von seinen Worten tief bewegt. Wie gern hätte sie ihn gebeten, die ganze Vergangenheit ruhen zu lassen, aber sie fand den Muth nicht dazu.

„Max Riedau ist von seiner Wunde vollkommen genesen," sprach Königsegg, den Namen, von dem er wußte, daß er in Cajetana's Seele, auch wenn sie keine tiefere Empfindung für ihn hegte, doch immer eine Bewegung hervorrufen mußte, mit möglichster Ruhe betonend.

„Ich weiß es —" erwiederte Cajetana und ihr Auge senkte sich tiefer.

„Sie wissen es schon?" fragte er überrascht.

„Ich habe ihn heut' in Salzburg gesehen," sagte sie mit einem Erröthen, das sie vergeblich bekämpfte und das in Königsegg die Hoffnung, die er für Max hegte, zu seiner Freude zu bestärken schien.

„Und gesprochen?" fragte er.

„Wir fuhren vorüber, wo er stand," gab sie zur Antwort.

„Er wird mich hier abholen, Cajetana, wir haben die Reise zusammen gemacht."

Sie erwiederte nichts, aber welchen Eindruck diese Andeutung auf sie machte, konnte ihm nicht entgehen. Wohl hätte er sie schonen sollen, doch mußte er Gewißheit haben, und er war im Begriffe, sie nach Männerart, die sich auf Frauenherzen nicht verstehen, vielleicht auf falschem Wege zu suchen, als die Rückkehr der alten Dame das Gespräch unterbrach. Während des ganzen Abends fand sich keine Gelegenheit mehr, dasselbe wieder ungestört anzuknüpfen, und am nächsten Morgen traf Königsegg, der nicht mehr darauf warten wollte, seine Maßregeln. Ihn selbst hatte ein Traum, welcher ihm das Glück, das er Andern zu bereiten gedachte, für sich vorspiegelte, mit einer schmerzlichen Enttäuschung erwachen lassen.

Er fand die Witwe, die schon zu früher Stunde die täglichen Anordnungen für Hauswesen und Wirthschaft traf, allein in dem Zimmer, als er zum Frühstück gerufen wurde. Sie war für ihn voll freundlicher Aufmerksamkeit, ohne ihrer eigenen Würde etwas zu vergeben. Er sprach mit ihr von Cajetana, und nun floß ihr Herz über, sie konnte nicht Lobes genug für dies engelhafte

Wesen finden, und dankte es der Gräfin mit Thränen im Auge, daß sie ihr in ihrer Einsamkeit ein solches Glück bereitet habe. Es schien ihr gar nicht in den Sinn gekommen zu sein, der Ursache nachzugrübeln, welche Cajetana's Hiersein bewirkt haben könne; sie wußte, daß sie eine Waise war, deren sich die Gräfin angenommen hatte, und fand es also wohl natürlich, daß ihr hier in dem schönen Stauffenried unter ihrer Obhut eine Freistatt angewiesen wurde. Was sollte das Mädchen, arm und ohne vornehme Verwandte, in den großen Cirkeln der Residenz? Sie war freilich reizend genug, aber gab es denn nicht überall in den einsamen Hochthälern, die kaum eines Gemsjägers Fuß betrat, liebliche Blumen, welche von keinem fremden Auge geschaut und bewundert wurden? Waren sie darum minder schön?

„Wie aber, gnädige Frau," sagte der Graf, „wenn ich als Vormund des Fräuleins eine andere Bestimmung über sie träfe? Sie wissen doch, daß ich der Vormund bin?"

„Der Herr Graf belieben zu scherzen," erwiederte die alte Dame ganz erstaunt.

„Durchaus nicht, und mein Mündel soll es Ihnen sogleich selbst sagen," entgegnete Karl Fidelis, da eben Cajetana eintrat, frischer, rosiger, als er sie gestern gefunden hatte.

Sie bot ihm freundlich einen guten Morgen, und er forderte denn in heiterm Tone gleich ihr Zeugniß, welches die Dame noch mehr in Verwunderung setzte. „Nehmen der Herr Graf es nicht für ungut,“ sagte sie etwas eifrig, „Ihnen hätte ich von Gerichtswegen die Vormundschaft nicht übertragen.“

„Euer Gnaden sind allzugütig!“ rief er lachend. „Bin ich eines solchen Amtes unwürdig?“

„Zu jung, Herr Graf! viel zu jung! Sie können ja kaum zehn Jahre älter sein, als die Tani, und zum Vormunde gehört doch ein gesetztes Alter, viel Geduld und Erfahrung.“

Er widersprach ihr nicht — sie hatte ihm, seinem Aussehen nach, mehr Jahre zugelegt, als er besaß.

„Um Eins bitt' ich den Herrn Vormund recht schön,“ fuhr die Witwe fort, „lassen Sie mir das Fräulein!“ — Cajetana blickte sie und den Grafen betroffen an. „Ja, der Herr Vormund will eine andere Bestimmung über mein Herzchen treffen! Nicht wahr, das dulden wir nicht? Sie bleiben gern bei mir?“

„Beruhigen Sie sich, gnädige Frau,“ erwiederte Königsegg, „es wird nichts ohne die Einwilligung des Fräuleins geschehen.“ Bei diesen Worten ging aber der alten Dame plötzlich der Gedanke auf, der Vormund könnte wohl gar besondere Absichten für sich selbst haben,

und sie gerieth in eine augenscheinliche Verlegenheit, der sie sich nicht anders zu entziehen wußte, als daß sie sobald als möglich einen Vorwand wirthschaftlicher Art nahm, um das Zimmer zu verlassen. Mochten die Beiden es unter sich ausmachen! —

„Haben Sie etwas über mich bestimmt?“ fragte Cajetana demüthig.

„Nein, Cajetana!“ antwortete er mit Herzlichkeit. „Wie könnte ich das, auch wenn mir das Gesetz vielleicht ein Recht dazu gäbe? Haben Sie aber einen Wunsch, so sprechen Sie ihn offen gegen mich aus — wenn es irgend in meiner Macht steht, soll er erfüllt werden!“

„Was sollte ich sagen? Ich weiß es nicht! — Ich fühle es, daß ich oft recht undankbar bin —“

„Sprechen Sie sich gegen mich aus, Cajetana!“ bat er. „Sie sagen, daß Sie Vertrauen zu mir haben; beweisen Sie es mir, Sie sollen mich Ihres Vertrauens würdig finden. Sie sind nicht so zufrieden und glücklich, wie ich es von Herzen wünschte — läugnen Sie mir das nicht!“

„Muß ich das gestehen, so werden Sie mich des bittersten Undanks zeihen, und ich fühle selbst, daß ich diesen Vorwurf verdiene. Ich sollte doch zufrieden und glücklich sein — die Frau Gräfin hat mich mit Wohlthaten überhäuft und ist — noch jetzt! so gütig gegen mich; sie

hat mir hier ein stilles Leben gewährt, und die gute Frau von Birkenfeld ist zu mir wie eine Mutter. Und doch—!" Mit diesem Wort, in Sehnsucht und Selbstanklage zugleich, brach sie plötzlich ab.

„Und doch—" wiederholte Graf Karl sanft, „doch bewegt ein anderer Wunsch Ihr Herz?"

Sie hob stumm den Arm nur gegen die schneebedeckten Gipfel der Bergmassen, welche hoch über die Dächer des vorliegenden Dorfes zu den Fenstern des Herrenhauses hineinschauten. Es war die alte Sehnsucht ihres Herzens, nach der Ferne, nach der Freiheit, welche sie zuerst in den Schmerzenstagen ihres Unglücks schon im Hause der Frau Riedl gefühlt hatte, und die immer wieder, oft mit unwiderstehlicher Gewalt, in ihr erwachte. Konnte sie aber einem so formlosen Verlangen, das in jeder Beziehung unstatthaft und unmöglich zu erfüllen war, Worte geben? Sie hatte nun lange genug in der Welt gelebt, um die Macht der Verhältnisse kennen zu lernen, und wenn sie zuweilen an das kindische und abenteuerliche Gelüst dachte, mit Kathi und ihrem Vater hinaus in die weite Ferne zu ziehen, fühlte sie eine brennende Scham. Auch jetzt schämte sie sich, daß sie sich hatte von ihren unbestimmten Empfindungen hinreißen lassen, in einer so seltsamen Weise die theilnehmende Frage des gütigen Vormunds zu beantworten, und die Verwirrung,

welche sich in diesem Bewußtsein ihrer bemächtigte, hinderte sie, irgend eine weitere Erklärung zu geben.

Ob Karl Fidelis ihr bedeutungsvolles, wenn auch stummes Zeichen enträthselt oder dessen Sinn nur geahnt, blieb zweifelhaft. Er faßte ihre Hand und sagte: „Vertrauen sie auf Gott!“ Vielleicht hatte er den Aufblick nach den lichten Höhen draußen in dieser Weise verstanden und glaubte, ihr frommes Gefühl nicht weiter stören zu dürfen.

Es war sehr schwierig, mit ihr nun in ein ruhigeres Gespräch zu kommen. Wovon sollte er mit ihr reden, daß er nicht trotz aller Gewandheit, die ihm sonst eigen gewesen, auf blinde Klippen gerathen wäre? Von Wien? Dort barg jede Erinnerung für sie schmerzende Spitzen — das Haus seiner Stiefmuter, die großen Feste, denen sie beigewohnt hatte, das seltsame Begegniß mit dem Grafen Cronberg, das die Mutter ironisch eine wahre commedia dell' arte — ein improvisirtes Maskenspiel ihrer Heimath genannt hatte, und gar die letzten Ereignisse! — Hätte er ihr nur fest in das Auge schauen und sie fragen dürfen, ob ihr Herz wirklich für den Römer etwas fühle, wie Max so unbedingt annahm. In seinem Haschen nach einem gleichgültigen Gegenstande der Unterhaltung wurde er vielleicht zuerst inne, daß es mit seiner sonst so glänzenden Gabe längst zu Ende gegangen war. Bisher

mochte er schweigsam geworden sein, weil ihn das, was ihn früher belebt hatte, nicht mehr anzog; er hatte in den Gesellschaften der vornehmen Welt, die er kürzlich hatte besuchen müssen, wie im Kreise ausgelassener Waffengefährten beim Heere nicht reden mögen, nun wollte er es gern in unbefangenster Weise thun, und er griff diesen und jenen Stoff auf, der ihm gleichsam unter den Händen wieder zerrann.

Endlich fand er die langgesuchte Saite, welche in Cajetana's Herzen einen reinen Klang wecken mußte. Er nannte Kathi's Namen und gab ihr Kunde von dem gesicherten Loose, das ihr zu Theil geworden war. Cajetana's Augen glänzten, sie hörte mit dem regsten Antheil zu, als er ihr Alles berichtete, was ihm der Freund über Kathi erzählt hatte, und unterbrach ihn, da ihr Vieles selbst noch unbekannt oder unklar war, durch manche Frage, die er freilich nicht immer beantworten konnte. Der Tod des alten Martin that ihr herzlich leid, aber da sie von den Umständen hörte, unter denen er erfolgt war, und sich Vieles zurückrief, das Kathi ihr früher angedeutet hatte, so mußte sie es für ein Glück halten, daß er vielleicht einem viel schrecklichern Ende entgangen war. Von dem Ringe des römischen Königs hatte Cajetana bis jetzt gar nichts gewußt: diese Geschichte hing mit dem gesetzlosen Treiben des Vaters zu eng zusammen, als daß

Kathi davon etwas hätte erzählen sollen; auch war ja dieser Ring der Talisman gewesen, auf welchen sie gleich beim Empfang die schönsten Hoffnungen für den Fall der äußersten Gefahr gesetzt hatte! — Für Cajetana's Gemüth, welches dem Ungewöhnlichen — die Neuzeit würde sagen, dem Romantischen — zugeneigt war, hatte diese ihr ganz neue Eröffnung einen wunderbaren Reiz; sie forschte nach allen Einzelnheiten, welche Königsegg gar nicht wußte, und konnte sich trotz ihrer gewonnenen Einsicht in die Verhältnisse der höchsten Erdenregionen kaum darüber beruhigen, daß der römische König das muthige Mädchen, das ihm einen so wichtigen Dienst geleistet, nicht vor sein Angesicht gefordert, sie nicht persönlich gelohnt hatte. In diesem Augenblick war Cajetana ganz wieder das frische Soldatenkind, das wenig nach Form und Convenienz fragt, und der Graf konnte sich nur über sie freuen. Er hütete sich auch, sie in den erst angelernten Ideenkreis zurückzuführen, sondern befriedigte sie nur mit der Versicherung, daß Graf Trautson Vollmacht habe, für Kathi mit unbeschränkter Freigebigkeit zu sorgen und daß sie in seinem Hause für immer geborgen sei.

Da kam Frau von Birkenfeld eilfertig in das Zimmer und verkündigte, daß der Gast, welchen ihr der Graf bereits für den Mittag angemeldet hatte, eben über die Brücke fahre. Königsegg vermied es, Cajetana anzuse-

hen; er stand auf und ging Riedau entgegen, den er vor dem Hause, als er vom Schlitten stieg, in Empfang nahm. „Sie haben Wort gehalten, Max — ich danke Ihnen,“ sagte er.

„Ich habe Fräulein von Cronberg schon gesehen,“ war Riedau's erstes Wort.

„Das weiß ich. Auch Cajetana hat Sie erkannt. Kommen Sie — wir bleiben heut' und morgen noch hier. Dann, so Gott will, frölichen Muthes nach Tirol.“

Fünftes Capitel.

Gekröntes Glück.

Cajetana und Max standen sich gegenüber. Nur einen Moment trafen sich ihre Augen, dann stellte Königsegg den Waffengefährten der Dame vom Hause vor, und während diese mit vielen höflichen Redensarten denselben willkommen hieß, gewann Cajetana Zeit, sich zu fassen. Es war wohl natürlich, daß ihr in diesem Augenblicke das Bild wieder vorschwebte, wie sie Max zum Letztenmale in Wien gesehen hatte, bleich, dem Tode, wie es schien, unrettbar verfallen — denn seit an jenem

verhängnißvollen Tage die Gräfin heimgekehrt war, hatte sie Cajetana nicht mehr vergönnt, den Kranken, der noch immer in Lebensgefahr schwebte, auch nur ein einziges Mal noch zu sehen. Jetzt stand er vor ihr, gerettet, dem Leben wieder geschenkt! — Sie hatte schon gestern, als sie ihn so unerwartet in Salzburg getroffen, und dann, wie sie aus des Grafen Munde die Gewißheit seiner vollen Genesung vernommen hatte, Gott innig gedankt; heute erfüllte sie die unmittelbare eigene Ueberzeugung mit einer seligen Zufriedenheit.

Sie sprach nun mit ihm. Die gute Frau von Birkenfeld, welche keine Ahnung hatte, daß Beide sich schon kannten, war beflissen gewesen, ihn sogleich zur gebührenden Beachtung der Nichte ihrer Frau Gräfin zu vermögen, und wunderte sich, als Cajetana ihn ungezwungen ansprach und sich freute, ihn so ganz wiederhergestellt zu sehen. Sie hielt den fremdartigen, ihr aufgedrungenen Geist kalter Zurückhaltung nicht länger fest, sie war wieder natürlich und einfach, wie sie es in ihren frühern Jahren gewesen war, und wenn auch ihr Auge, als sie mit Max sprach, sittsam sich senkte, so verweigerte es ihm doch nicht unbedingt den freundlichen Aufblick bei manchem Wort von ihm, das sie dazu bewog.

Max dankte ihr für die Theilnahme, die sie ihm erweise, und versicherte, daß er längst hergestellt sei und nur

auf die Abreise des Grafen von Königsegg gewartet habe, um ihn, da er mit der Aufforderung beehrt worden, zu begleiten. „Ich bin ganz gesund," setzte er nochmals hinzu, gleichsam um alle Erinnerung an den erschreckenden Vorfall, den er unschuldig im Gumpendorfer Palais verursacht hatte, in Cajetana zu verwischen.

„Er ist so gesund," bekräftigte Königsegg lächelnd, „daß auch die letzte Spur des Liebeszeichens, das ihm der Tatar hinterlassen, von seiner Stirn verschwunden ist. Es hat allgemeine Sensation erregt."

Cajetana warf einen schnellen und scheuen Blick auf Riedau's Stirn, als zweifle sie an der Thatsache, dann schlug sie ihr Auge tiefer zu Boden und ihre Lippen schlossen sich fest.

Frau von Birkenfeld, die sich für jede neue Anspielung interessirte, fragte lebhaft, was es mit diesem Liebeszeichen eines Tataren für eine Bedeutung habe, und ließ sich von dem Grafen, trotz Riedau's Ablehnung, welche der Sache keine Wichtigkeit beilegen wollte, ausführlich befriedigen, was dieser Angesichts der alten neugierigen Dame nicht ohne einen Anflug seines alten Humors mit einiger Uebertreibung that.

Bei Tafel saßen die Vier so traulich vereint, als gehörten sie in einen unzertrennlichen Familienkreis; das war für die aufmerksame Wirthin ein glücklicher Tag,

an den sie noch oft in ihrer spätern Einsamkeit mit Freuden zurückdachte. Sie widmete sich besonders dem Grafen, welcher ihr wie das wahre Muster eines vornehmen Herrn erschien, so gehalten und edel in jeder Bewegung, und doch ohne allen Stolz. Die jungen Leute, meinte sie, konnten sich selbst überlassen bleiben, da sie sich schon kannten, und so oft sie in ihrer wortreichen Unterhaltung einmal eine Pause machte und hinhörte, bemerkte sie auch, daß Beide sich ganz gut dabei befanden. Nach Tische riefen sie ihre Geschäfte ab — und plötzlich, sie wußten nicht, wie es geschehen war, sahen sich Cajetana und Max allein. Cajetana's erstes Gefühl war ein heißes Zagen, sie bebte und ihr war, als müsse sie auch das Zimmer verlassen, wenn sie es nur geschickt und unbefangen vermocht hätte.

Max fühlte sich aber noch mehr der ruhigen Fassung beraubt, als sie. In seinem Herzen ging das glühende Verlangen auf, sich in diesem kostbaren Augenblicke, der wohl niemals im Leben wiederkehren würde, die volle Gewißheit zu verschaffen, ob er jede Hoffnung unrettbar aufgeben müsse; denn wie oft er sich auch gesagt, daß es nach Allem, was er erfahren, thöricht sei, noch zu hoffen, wie oft er gewähnt hatte, überwunden zu haben, war doch immer die Hoffuung, die er begraben hatte, wie eine frische Blume ihrem Grabhügel wieder entsproßt. Wie

aber sollte er heute das entscheidende Wort hervorrufen? Die Sandkörner der Zeit, die ihm mit Cajetana ohne Zeugen zu reden vergönnt war, rollten unaufhaltsam dahin — im nächsten Momente konnte der Graf zurückkehren, morgen reisten sie weiter, und er nahm die folternden Gedanken als unzertrennliche Begleiter seines Lebens mit hinaus, um Cajetana vielleicht nie wieder zu sehen. In dieser Hast, den Moment zu fesseln, kam er zu keinem klaren Entschluß, wie er beginnen solle, und Cajetana, das Peinliche der Gegenwart fühlend, fand zuerst mit feinem weiblichen Tacte die passende Weise, die Spannung harmlos zu lösen.

Sie fragte, ob er auch seinen Wunsch erreicht habe, in das Regiment des Prinzen von Savoyen zu kommen. Alles, was militärische Verhältnisse betraf, hatte sie auch in der fremden glänzenden Welt, in welche sie auf einmal versetzt worden war, mit dem höchsten Interesse erfüllt, und vielleicht grade, weil in den Hofkreisen und der übrigen vornehmen Gesellschaft im Ganzen so wenig davon gesprochen wurde, hatte Cajetana Einzelnes, wovon sie hörte, lebhaft aufgefaßt. Sie kannte ja noch aus ihren unvergessenen Kindeserinnerungen die Namen vieler Reiter-Regimenter, von denen ihr Vater große Thaten oder einzelne Schnurren erzählt hatte. So war ihr auch Riedau's Verhältniß, das, so lange er noch in

hohen Gnaden bei seiner fürstlichen Beschützerin stand, viel Stoff zur Theilnahme gegeben hatte, genau bekannt geworden, und sie war heute als Soldatentochter einigermaßen beschämt, daß sie nicht an der Uniform schon zu erkennen vermochte, was ihre Frage betraf. Riedau bejahte dieselbe und war wie von einem Alp befreit, daß er nun Cajetana's liebe Stimme hören und zu ihr reden konnte. Er sprach von der Gnade des Prinzen gegen ihn, und daß nun alle seine Wünsche erfüllt sein würden, wenn es im Frühlinge zum Kriege käme.

Sie warf einen ihrer schnellen Blicke auf ihn, dem er wohl hätte eine beschämende Deutung geben können.

„Meine erreichbaren Wünsche!“ setzte er von seinen Gefühlen fortgerissen hinzu.

Sie schwieg — ein leises Beben, das sie vergeblich bekämpfte, wurde an ihren feinen Lippen bemerkbar.

„Ich gehe morgen von hier — und wenn ich denke, daß ich vielleicht in Ihren Augen den ewigen Vorwurf trage, der mich begleiten wird und sich wohl gar von mir für die Zukunft Uebles versieht, als könne ich Rache nehmen wollen — so ist es mir, als müßte ich Sie bitten, mir zu vertrauen —“

„Ich verstehe Sie nicht —“ sagte Cajetana leise und zitternd.

„Darf ich mich aussprechen?“ rief er. „Wird Fräu-

lein von Cronberg mir nicht zürnen? Sie hassen mich, Sie müssen mich hassen, der ich auf Tod und Leben — Sie fürchten gewiß, daß ich dort angekommen, wo ich den Gegner wiederfinden muß, von Neuem den Kampf suchen werde, Blut um Blut! Aber vertrauen Sie mir! Sein Leben wird mir heilig sein — ich werde keinen Gedanken der Rache in meiner Seele aufkommen lassen um Ihretwillen!"

„Was bedeuten diese Worte?" entgegnete Cajetana mit einiger Aufregung, da ihr plötzlich eine Ahnung aufging, von welcher Annahme Max dabei geleitet werden könne. „Wen meinen Sie, den Sie um meinetwillen schonen wollen? Sprechen Sie es offen aus, ich habe keine Ursache, das zu scheuen." Sie dachte dabei an die Rede ihres Vormunds, welche so wohlthuend ihr Selbstgefühl aufgerichtet hatte.

„Wenn ich den Namen des Mannes nennen soll, dem ich gegenüberstanden habe —" sagte Riedau zögernd.

„Graf Colonna!" rief sie mit Ungeduld. „Ich weiß es — aber wenn Sie die heimtückische That, welche an Ihnen begangen worden ist, nicht ahnden wollen, wie kann das um meinetwillen sein!" — Ihr jungfräulicher Stolz empörte sich vor dem Gedanken, daß auch Riedau glauben könne, was die Gräfin zu ihrer unaussprechlichen Demüthigung für möglich gehalten hatte: Colonna

sei mit voller Berechtigung zu dem dreisten Schritte gekommen, der all' diese unglücklichen Folgen nach sich gezogen hatte. Wenn sie gar eine Ahnung gehabt hätte, welche schmachvolle Beschuldigung, wie ätzendes Gift, Anna Riedau in ihres Bruders Ohr geträufelt! — „Ich bin mit dem Grafen so flüchtig nur bekannt, daß Alles, was ihn betrifft, mir gleichgültig ist!"

Ein helles Licht der Freude glänzte aus Maxen's Augen hervor, und als sie das bemerkte, gerieth sie in Verwirrung.

„Habe ich Sie gekränkt?" fragte er herzlich.

Sie lehnte diese Voraussetzung ab. „Warum sollten Sie das!" entgegnete sie leise, und sehnte nun heiß ihren Vormund oder Frau von Birkenfeld herbei, obgleich sie sich so gern in Riedau's Augen vollständig gerechtfertigt hätte.

„Ich würde eher mein Blut opfern, als Ihnen das leiseste Weh zufügen!" rief er, jetzt nicht mehr Herr über sich selbst. „Es gab eine Zeit, wo ich selig war in Hoffnung — dann zerriß der Zweifel mein Herz. Heut' sehe ich Sie vielleicht zum Letztenmale — Fräulein Cajetana, beleidigt Sie eines ehrlichen Soldaten Wort, der nur bitten will, daß Sie freundlich seiner gedenken?"

Sie hatte sich ganz abgewendet — er konnte nicht wahrnehmen, ob sie zürnte. Ihn riß es hin mit unwider-

stehlicher Gewalt, dieser Augenblick mußte über seine Zukunft entscheiden. „Cajetana!“ sagte er mit Innigkeit und faßte sanft ihre Hand. Was er ihr aber sagen wollte, er konnte vor der mächtigen Bewegung, die ihn übermannt hatte, nicht weiter reden: der Gruß vom Fenster, den sie ihm einst im Schneesturm bei seinem ersten Scheiden von Wien stumm und bedeutungsvoll gespendet, das alte Freundesband ihrer Väter, selbst der dunkle Vorwurf, den seine Schwester so oft gegen den Verstorbenen erhoben, und tausend Gedanken noch wirrten und drängten sich in seiner Seele — es war ihm, als könne es gar nicht anders sein, Beide gehörten einander an! —

Cajetana's Hand hatte in der seinigen gezuckt und sich ihm entziehen wollen; er aber hielt sie fest und sagte nur mit unendlicher Liebe: „Ich kann nicht anders, Cajetana!“ Sie erbebte, aber sie ließ ihm ihre Hand.

Da stand überraschend Graf Fidelis vor ihnen. Vor Scham tief erglühend, aller Fassung beraubt, bebte Cajetana zurück, Thränen entstürzten ihrem Auge — sie war wie vernichtet. Max aber begrüßte mit strahlenden Blicken den Freund, der ihm ja vorhergesagt, was nun in freudige Erfüllung gegangen — dessen war er gewiß, auch ohne ein einziges Wort von Cajetana's Lippe. Karl Fidelis säumte keinen Moment, sie zu erlösen.

„O zagen Sie nicht vor mir! Mein Herzenswunsch — Euch Beide vereint zu sehen, ist endlich erfüllt. Gib ihm die Hand nur wieder, Du theures Kind, und Gottes Segen ruhe auf Eurem Bande!“

Er faßte Beider Hände und fügte sie in einander. So plötzlich und nie geahnt diese Wendung in Cajetana's Leben getreten war, daß sie davon überwältigt, keiner klaren Vorstellung fähig, mit sich geschehen ließ, was Karl Fidelis in seiner Freude that, fühlte sie doch in ihres Herzens Heiligthum eine schöne stille Zuversicht, daß nun Alles gekommen sei, wie es Gott zu ihrem Glücke gefügt habe. In namenloser Seligkeit, die aber nicht verletzend und leidenschaftlich hervortrat, bat sie Max, nun auch mit ihrem Wort zu bekräftigen, daß sie ihn annehme, der sie vom ersten Augenblicke, da er sie gesehen, treu im Herzen getragen habe, und ihre leise geflüsterte Antwort, die sie still weinend gab, füllte ihn mit tausend Wonnen. Wer unserer Leser, dem ein gleiches Glück im Leben beschieden war, ob ihm auch bereits lange Jahre darüber vergangen sind, wird nicht von einem warmen Frühlingshauche aus seiner Jugend schönster Zeit angeweht, wenn ihm bei zufälligem Anlaß die Erinnerung an die Stunde vor die Seele tritt, in welcher sein Glück einst gekrönt wurde? —

Der Frau von Birkenfeld stellte nun Königsegg das

Brautpaar vor. Sie war Anfangs sprachlos vor Erstaunen, dann aber fiel sie Cajetana um den Hals und ergoß sich in einen Strom von freudigen Glückwünschen, welche sie jedoch einzig und allein an den Bräutigam richtete. Ihn kannte sie ja erst seit gestern, wo sie den stattlichen Offizier am Hofbrunnen vor der Winterresidenz in Salzburg zum Erstenmale mit Augen erblickt hatte, nicht ahnend, welche Bedeutung er so bald für sie gewinnen würde.

„Aber, aber!" rief sie dann, „wo es eben in den Krieg geht! Haben die jungen Leutchen das auch bedacht? Es wäre doch rathsamer gewesen, mit der Verlobung bis zum Frieden zu warten — das arme Bräutchen wird sich ja grämen und vor jedem Boten zittern, der über die Berge kommt."

„Ei, liebe gnädige Frau," versetzte Königsegg, der den Eindruck dieser Unheil andeutenden Worte bemerkte, „wer sagt Ihnen denn, daß das junge Paar während des ganzen Krieges Braut und Bräutigam bleiben will? Bricht jetzt ein Krieg aus, so kann er leicht so lange dauern, wie der vorige mit den Türken, und unser tapferer Freund hier hat wohl nicht Lust, bis zum Frieden zu warten."

„Aber — wird die Frau Gräfin es auch erlauben, daß etwa — Sie verzeihen mir, Herzliebchen — die junge

Frau gar selber mit in den Krieg zieht? Wie geht es da zu! Keine bleibende Stätte, keine Hauswirthschaft!"

Das hieß die zarte Blume, die sich hier kaum aus ihrer verschwiegenen Hülle entfaltet hatte, doch allzu derb anfassen! Die gute Frau von Birkenfeld, eine durchaus praktische und prosaische Natur, dachte nur an die äußern Nöthigkeiten und Einrichtungen, und hatte keine Ahnung, daß sie Cajetana, welche sie doch so lieb hatte, bis in ihr tiefstes Gefühl verletzte. Königsegg machte sich Vorwürfe, sie dazu veranlaßt zu haben — auch ihm war es Entweihung, in dieser Weise von dem schönsten Erdenverhältniß zu reden! Und doch konnte er der alten Dame nicht ganz Unrecht geben: wo über dem Idealen die materielle Wirklichkeit mit ihren gebieterischen Forderungen ganz vergessen wird, rächt sie sich gewöhnlich sehr bitter. Er unterdrückte aber den Eifer der wirthlichen Frau. „Vor der Hand sind wohl über alle diese Dinge noch keine Entschlüsse gefaßt," sagte er. „Das wird die Zeit bringen, und gewiß kann dann Ihr Rath von großem Nutzen sein. Wir wollen dem jungen Paare die Rosen der Gegenwart gönnen." Ueber diese schöne Rede freute sich Frau von Birkenfeld ungemein, da sie die Blumen, vorzüglich die Rosen liebte und dies die einzige, poetischen Gedanken zugängliche Seite ihres Wesens war.

Man überließ denn das liebende Paar sich selbst,

sie hatten sich gewiß so viel zu sagen! — Auch wir ehren den Zauberkreis, welchen sie bald, in der tiefen Fensternische sitzend, unnahbar um sich gezogen hatten, und gehen lieber mit dem Grafen Karl Fidelis zu Rath, wie sich nun ihre Zukunft gestalten solle. Er dachte heute nicht zum Erstenmale, auf die Veranlassung der Frau von Birkenfeld, daran, ihn hatte es lange schon beschäftigt, und es galt nur, die Ideen, die er sich darüber gemacht hatte, in passender Weise zur Ausführung zu bringen. Sein schöner Vorsatz, das Glück, das ihm auf Erden nimmer beschieden war, in reichster Fülle den beiden jungen Herzen, die einander so werth waren, zu bereiten, war gelungen, und dies Gefühl gab ihm selbst ein Glück, das er als Ersatz für das versagte hinnehmen konnte. Aber er wollte nun auch die äußere Gestaltung der neuen Verhältnisse, die er schaffen half, fest und dauerhaft begründen. Wenn das geschehen war, dann war seine letzte Aufgabe erfüllt, dann willkommen die französische Kugel, welche seinem Herzen endlich Ruhe geben konnte! Dieser Gedanke hatte ihn schon oft beherrscht.

In jenen Zeiten waren die Verhältnisse viel einfacher, die Lebensansprüche selbst der bevorzugten Stände viel bescheidener, als in unsern Tagen, wo manches Herzensglück an der Unmöglichkeit, ihnen zu genügen, scheitert. Auf den maßlosen Prunk des sechzehnten Jahr-

hunderts, der die Festkleider des Adels mit Edelsteinen und Perlen übersäete und auch im Bürgerstande Verschwendung und Genußsucht hervorgerufen hatte, war die Sündflut des dreißigjährigen Krieges über unser armes deutsches Vaterland gekommen. So grauenhaft seine Folgen, so fluchwürdig sein Angedenken, hatte er doch, freilich aus bitterer Noth, wieder einfachere Zustände im häuslichen Leben herbeigeführt. Und wenn schon gegen das Ende des Jahrhunderts die böse Luft aus Frankreich neue Ueppigkeit nach dem Beispiele Ludwig's XIV. herüberführte und deutsche Fürsten, auch kleiner Länder, nur zu eifrig diesem Beispiele nacheiferten mit glänzendem Hofstaat, Garden und Prachtbauten, so war die Ansteckung doch nicht tiefer in das Volk gedrungen, und alle Lebenseinrichtungen, wie die Bedürfnisse eines Hausstandes hatten einen bescheidenen Character. Das Wort der Schrift: wenn ihr Essen und Kleidung habt, so lasset euch genügen, schien seine praktische Anwendung gefunden zu haben, und wir zweifeln nicht, daß man sich dabei glücklich gefühlt hat. In Oesterreich gab überdem der Kaiser, wie wir schon hervorgehoben haben, an seinem Hofe zu Wien nicht blos im Punkte strenger Sittlichkeit, sondern auch in weiser Sparsamkeit ein ganz anderes Beispiel, als sein und Deutschlands alter Gegner, der allerchristlichste König. Am einfachsten aber in seinen An-

sprüchen war der Soldat. Damals gab es noch keine, durch die Zeitverhältnisse und den vermeintlich nothwendigen Standesluxus hervorgerufenen Beschränkungen der persönlichen Berechtigung, sich zu verheirathen; den Consens dazu für die Offiziere niedern Grades ertheilte der Regimentsinhaber, ohne daß dazu der Nachweis eines bestimmten Vermögens erforderlich gewesen wäre. Was heute der frevelhafteste Leichtsinn, eine schwere Verschuldung gegen ein geliebtes Wesen sein würde, dasselbe an eine ungesicherte Existenz zu fesseln, in Noth und Elend zu stürzen — dafür fehlte damals der Begriff. Eine Soldatenwirthschaft bedurfte keines großen Hausraths, denn sie mußte darauf eingerichtet sein, jeden Tag aufgeschlagen und an eine andere Stätte verlegt zu werden, wie das Feldlager: bedenken wir, daß es erst seit kurzer Zeit stehende Heere gab und bei den fast ununterbrochenen Kriegen noch nirgend bleibende Garnisonen. Die Soldatenehe war mehr als jede andere darauf geschlossen, Freud und Leid, Mühsal und Entbehrung fest verbunden zu tragen, und die Kriegsgesetze, so streng sie gegen die Anwesenheit lockerer Weibspersonen beim Heere eiferten, gestatteten doch den ehrbaren Soldaten- und Offiziersfrauen, ihren Männern, wo es irgend mit höhern militärischen Rücksichten verträglich war, zu folgen. Bei Wittstock wurden 140 Offiziersdamen gefangen. Auf

Märschen, in Lagern und Quartieren, im Kriege reichte der Sold, so karg er war, mit dem, was beigesteuert wurde, vollkommen zur Erhaltung der Soldatenwirthschaft aus; Beute, an der auch der Offizier bei rechtlichem Gewinn — nicht durch Plünderung — Antheil hatte, Lösegelder für Gefangene, deren Höhe nach dem Range durch völkerrechtliche Verträge festgestellt war, eröffneten sogar die Aussicht auf Reichthum, und hatte der Offizier erst eine Compagnie zu Fuß oder zu Roß, so war er in einer wahrhaft glänzenden Lage, da eine solche bei strengster Rechtlichkeit der Bewirthschaftung an Menschen und Material ein höchst bedeutendes Einkommen abwarf — in manchen Armeen mehrere tausend Thaler.

Es wäre daher auch ohne die Vermittelung des Grafen Königsegg dem jungen Riedau kein Vorwurf zu machen gewesen, daß er es wagte, Cajetana, unbekannt mit dem Leben, wie sie war, an seine Armuth fesseln zu wollen. Die Liebe fragte damals viel weniger, als heute, nach Geld und Gut — sie hatte noch mehr Kraft und Vertrauen, auch in Entbehrungen nicht unterzugehen. Aber Karl Fidelis wollte dem jungen Paare eine Zukunft ohne dieselben sichern. Dabei mußte er freilich klug zu Werke gehen, wenn er nicht Riedau's allzureges Gefühl verletzen wollte. In irgend einer Weise mußte die Form gefunden werden, ihm die Annahme dessen, was ihm zu=

gedacht war, leicht zu machen — eine offen gebotene Unterstützung hätte er, wenn auch mit Anerkennung der freundlichen Absicht, stolz und unbeugsam abgelehnt. Er durfte nicht wissen, welchen Ursprung sie hatte. Der Graf glaubte den Weg, den er einzuschlagen hatte, schon jetzt zu erkennen; auch war ja noch Zeit, die Einleitungen dazu zu treffen, damit es erwartet wurde, und wenn es geschah, alle Ueberraschung wegfiel. Einen Widerspruch von Cajetana hatte er wohl gar nicht zu fürchten, da sie gewohnt war, sich seiner Leitung ihrer Angelegenheiten unbedingt zu vertrauen. Vor dem Frühlinge war an die Verbindung überhaupt nicht zu denken — bis dahin hatte er auch noch die nöthigen Verhandlungen mit seiner Mutter zu führen, welche zwar kein Recht auf Cajetana hatte, und auch wohl ihre Einwilligung zu dem Schritte, der sie aller weitern Verpflichtungen überhob, nicht verweigern würde, doch aber mit gebührender Rücksicht darum gebeten werden mußte. Alles das brieflich abzumachen, erforderte bei der weiten Entfernung und den mangelhaften Verbindungen viel Zeit. Karl Fidelis erwog diese Verhältnisse mit Klarheit in seinem Geiste und hatte sie bald in feste und passende Formen gebracht.

Der Aufenthalt in Stauffenried, welcher Anfangs nur auf zwei Tage bestimmt gewesen war, wurde nun um

noch zwei verlängert: es bedurfte dazu der Fürbitte der Frau von Birkenfeld gar nicht, welche dem Grafen vorstellte, wie grausam es sein würde, das Brautpaar so schnell wieder zu trennen. Karl Fidelis war selbst im Anschauen dieses reinen Glückes zweier Seelen von unentweihter Lauterkeit so beseligt! — Die Verlobten hatten viel Zeit, sich Alles zu sagen, was ihr Herz noch barg; kein kalter oder feindseliger Blick störte diese kostbaren Momente des Zusammenseins — wenn Cajetana dem Auge ihres Vormundes begegnete, ruhte es mit innigem Wohlwollen auf ihr, und mußte sie dann auch jedesmal lieblich erröthen, so fühlte sie doch in ihrem Innern die süßeste Befriedigung, daß er es so gut mit ihr meine.

Am Abende vor der Trennung kam sie auf einen Punkt, den sie schon zweimal hatte berühren wollen, von welchem sie aber Max immer geflissentlich wieder entfernt hatte. Es war das Verhältniß zu seiner Schwester.

„Was wird Anna sagen, wenn sie Alles erfährt?" begann sie und ließ sich jetzt nicht mehr davon abbringen. „Nein, nein! Es kann mir nicht gleichgültig sein, wie sie mich aufnehmen wird! Wir standen einst in so freundlichen Verhältnissen, bis sie erfuhr, daß die Gräfin aus gütiger Absicht meinen wahren Namen verhehlt hatte. Da that sie mir sehr weh — und ich möchte wohl

von Dir wissen, Max, ob sie dazu aus der Vergangenheit ein Recht gehabt hat! Sei aber ganz ehrlich — von Dir will ich selbst das Schlimmste ertragen, was ich damals, ich gestehe es, nicht vermochte. Du kennst gewiß die Ursachen genau, die sie bewogen, meines Vaters Gedächtniß zu schmähen."

„Liebe Cajetana, ich habe meinem Vater versprochen, Alles, was zwischen ihm und Deinem Vater vorgefallen ist, in Vergessenheit zu begraben. Du kannst mich nicht meinem Versprechen untreu machen wollen."

„Gegen Fremde gilt es doch nur! Willst Du auch mir, da es die Ehre meines Vaters betrifft, nichts sagen?"

„Ich kann nicht anders!" sagte er mit liebevollem Tone.

„Mir, mir schlägst Du die erste Bitte ab?" rief Cajetana.

„Ich muß!" erwiederte er sanft und fest. „Wortbruch forderst Du nicht von mir!"

„So glaubst Du auch, was Anna mir gesagt hat, so hältst auch Du meinen Vater für schuldig; denn glaubtest Du es nicht, so würdest Du mein Herz durch ein einziges Wort beruhigen!"

„Ich glaube nicht daran, das betheuere ich Dir!" sprach er mit dem Ausdruck fester Ueberzeugung. „Miß-

verständnisse, die ich nicht kenne, müssen hier gewaltet haben, und schon das Verbot meines Vaters beweist, daß er nicht die bösen Zweifel hegte, mit denen meine Schwester in ihrer unglücklichen verbitterten Stimmung Dir weh gethan hat."

„Aber wenn sie doch diese Meinung hegt, so wird sie mir nimmer freundlich sein," sagte Cajetana.

„Wir sehen sie vielleicht erst nach Jahren wieder! Bis dahin lernt sie wohl milder denken." Er sprach hier gegen sein eigenes Wissen, denn wie er seine Schwester kannte, war bei ihr an Milderung ihrer Sinnesart nicht zu denken. Auch Cajetana schüttelte zweifelnd den Kopf.— „Du wirst ihr doch gleich schreiben?" fragte sie. „Auch ich will es thun, mag sie auch meinen Brief mit Unwillen empfangen. Wir sollten es noch heut' zusammen thun, Max."

Er redete ihr das aus, und bat sie um das Versprechen, nicht eher an Anna zu schreiben, bis er seiner Schwester Mittheilung gemacht habe. „Was ich schreiben werde, kann seine Wirkung nicht verfehlen," sagte er. „Es ist ja die schönste Lösung des Mißverhältnisses zwischen unsern Vätern."

„Ja, Max!" sprach sie, von diesem Gedanken lebhaft ergriffen. Was ihn aber besonders zu seiner Bitte bewogen hatte, die Besorgniß, daß Anna das vertrauens=

volle Entgegenkommen seiner Braut mit der tödtlichsten Kränkung im Sinne ihrer letzten Unterredung beantworten könne, das sagte er ihr freilich nicht — überhaupt war er noch gar nicht entschlossen, ob er seiner Schwester in nächster Zeit schon Nachricht über das Band, das er geknüpft hatte, geben solle. Sie war ihm nun völlig eutfremdet.

Sechstes Capitel.

Pio Colonna.

Scheiden und Meiden! Dem Manne, der sich losreißt von einem geliebten Wesen, um dem Rufe der Pflicht in die Ferne zu folgen, greift es wohl auch schmerzlich an das Herz, so daß er nicht immer im Stande ist, die feste Haltung, die ihm ziemt, zu bewahren; aber wenn der erschütternde Moment vorüber ist und im zerstreuenden Wechsel der Scenen um ihn her, unter den Forderungen, welche an seine Thätigkeit gemacht werden, sein Geist abgezogen wird von dem einen Gedanken und sich mit voller Kraft seinem Berufe widmen muß, wird auch das Herz gestählt und weiß sich einer entnervenden

Sehnsucht zu erwehren, ohne darum dem liebend treuen Angedenken, dem Talismann auf allen Wegen zu entsagen. Die Zurückbleibende dagegen, in den gewohnten Umgebungen, welche noch kürzlich Zeugen ihres Glückes gewesen, in stiller weiblicher Thätigkeit, welche Herz und Geist nicht in Anspruch nimmt, so daß diese immer wieder sich mit dem Geliebten beschäftigen können — wie verschieden ist auch hier der Frauen Loos! Ist es aber zu beklagen? — Bei Max Riedau währte es freilich einige Zeit, bis er den frischen Muth wieder fand, weil seine Thätigkeit nicht unmittelbar nach der Trennung in Anspruch genommen wurde und er auf der langen Winterreise mehr in einem passiven Verhalten blieb. Der Graf ließ ihn gewähren, wenn er in seine Gedanken vertieft oft meilenweit schwieg; es war nicht Absicht bei Karl Fidelis, auf der Herreise schon, seit sie Wien verlassen, war er ungewöhnlich schweigsam gewesen, jetzt bemerkte es Max gar nicht.

Der Weg durch das schöne Land, dessen lebendige grüne Wasser jetzt in Eis gepanzert waren, über den starken Paß, der den Eingang von Tirol schützt und weiter zu Berg im immer breiter werdenden Unterinnthal nach Innsbruck, dann hinauf an den Sill, höher und höher zum Brenner, wurde in so starken Tagfahrten zurückgelegt, als es damals möglich war. Nur in der Haupt-

stadt des Landes, wo Graf Königsegg bei den obersten Behörden einige Geschäfte wegen der Heerbedürfnisse hatte, wozu er von Wien beauftragt, wurde ein kurzer Aufenthalt gemacht. Vom Brenner ging es dann rascher thalabwärts am Eisack, doch mußten sie nicht selten mit den winterlichen Schrecken des Hochgebirges kämpfen und sogar einmal drei Tage liegen bleiben, bis die Straße wieder gangbar gemacht war. Endlich that sich das weite, im Sommer so anmuthige Thal von Brixen vor ihnen auf, und wie gastfreundlich auch der Fürstbischof sie nach all' den Beschwerden zu einigem Ausruhen in seiner prächtigen Residenz bewegen wollte, eilten sie doch unaufhaltsam weiter, um die zweite Bischofstadt, Trient, zu erreichen, wo das Hauptquartier des Feldzeugmeisters, Grafen Stahremberg, war. Auf dieser letzten Strecke, als schon die Strenge des Winters durch südliche Lüfte gemildert war und die reichen Klänge italienischer Mundart ihr Ohr trafen, hielt es Graf Königsegg an der Zeit, vorsichtig einzuleiten, wofür ihn der Prinz von Savoyen verantwortlich gemacht hatte.

Es war in Salurn. Sie übernachteten hier. Ein Kohlenbecken, das der dienstfertige Cameriere gebracht, sollte die unbehaglich kalte Luft im Zimmer durchwärmen, hatte aber eine viel schlimmere, mit Rauch gemischte, verbreitet, so daß die Thüren nach dem Corridor aufgerissen

werden mußten. Dort ragte an der entgegen gesetzten Wand ein riesiges Marmorbild des Gekreuzigten; der Mondstrahl, welcher gebrochen durch das Fenster eindrang, umspielte das bleiche Haupt mit der Dornenkrone und umwob es mit einer milden Glorie. Konnte Karl Fidelis eine bessere Stätte wählen, um dem jungen Freunde Versöhnung und Vergebung für seinen Feind an das Herz zu legen?

„Sie werden beim Regimente ein unangenehmes Wiedersehen haben, Max," begann er.

„Mit Colonna!" versetzte Max, der ihn sogleich verstand. „Ich habe auch schon daran gedacht."

„Hoffentlich nicht mit unversöhnlichen Gefühlen?" sagte der Graf.

„Nein, wahrlich nicht!" erwiederte Riedau offen. „Ich bin zu glücklich, als daß ich ihm irgend etwas nachtragen könnte."

„Das ist mir lieb zu hören. Denn wissen Sie, auch der Prinz, Ihr Regimentsinhaber, wünscht alle neue Zerwürfniß zwischen Ihnen Beiden vermieden zu sehen. Versprechen Sie mir das."

„So weit es an mir liegt und meiner Ehre nicht zu nahe tritt, ja! Es gibt hier freilich eine Grenze —"

„Das sehe ich ein. Doch wenn Sie ihm keinen Anlaß geben, Streit zu suchen — er, sollte ich meinen, hätte

wenig Ursache dazu. Ihre Hand darauf, daß Sie ihm keine Gelegenheit geben wollen."

Max reichte sie ihm unbedenklich und Königsegg freute sich seines Werkes.

Schon überall hatten sie in den Ortschaften an der großen Heerstraße nach Italien, welche sie verfolgten, einquartierte Truppen gefunden, Trient, wo das Hauptquartier des jetzigen Oberbefehlshabers lag, war überfüllt damit. Hier mußten die beiden Reisegefährten sich trennen, denn Graf Königsegg hatte sein Ziel erreicht, während Riedau weiter südwärts erst sein Regiment fand, das in der Gegend von Roveredo Quartiere bezogen hatte. Beim Abschiede erinnerte Karl Fidelis den jungen Freund nochmals an sein Versprechen und entließ ihn dann seinerseits mit der Verheißung, für seine Verbindung mit Cajetana alle nöthigen Schritte zu thun. Das Gesuch um den Consens des Feldmarschalls, Prinzen Eugen, war bereits aufgesetzt und Königsegg hatte die Vermittelung übernommen. Es war nicht daran zu denken, daß der Feldzug früher eröffnet wurde, als im Sommer — bis dahin konnte also für Max Alles geordnet sein.

In Roveredo lag der Stab des Regiments Savoyen-Dragoner; Riedau meldete sich bei dem General-Wachtmeister, der bereits von Wien aus von dessen Versetzung durch den Prinzen selbst unterrichtet war und ihn

daher wohlwollend aufnahm. Er wurde derjenigen Compagnie zugetheilt, welche in den nächsten Dörfern einquartiert war, und ging ohne weitern Aufenthalt dahin ab. Der Empfang, den er bei seinen neuen Cameraden fand, war ein überaus herzlicher, denn sie wußten gar wohl, daß Prinz Eugen, wenn er selbst einen Offizier in sein Regiment nahm, immer nur Verdienst und Tapferkeit berücksichtigte; auch war durch einen der Ihrigen, der einer vornehmen Familie angehörig eine Zeit lang in Wien auf Urlaub gewesen war, von der räthselhaften Verwundung Riedau's, die einem Morde sehr ähnlich sah, viel erzählt worden, was für ihn, den noch Unbekannten, bereits ein allgemeines Interesse in Anspruch genommen hatte. Riedau fühlte sich nun ganz wieder in seinem Elemente; der Reiterdienst bis in seine geringsten Leistungen hinab, die Sorge für die Pferde, wie für die Mannschaft, war sein Lebensberuf, dem er wie kein Anderer vielleicht, alle seine Kräfte mit Eifer widmete, und das Bewußtsein seines Glückes, die freudige Aussicht, die ihm für den Frühling winkte, diente nur dazu, ihm die Erfüllung seiner Pflicht noch lieber zu machen. Es fiel ihm nicht ein, wenn sich die Unbequemlichkeiten und manche Uebelstände seines Quartiers, wo schon wälsche Art und Weise herrschte, bemerkbar machten, sich zweifelnd zu fragen, ob es auch recht gethan sei, Cajetana aus dem stillen, behaglichen

Leben in Stauffenried zu reißen und ihr dafür diesen schlimmen Ersatz zu bieten: er wußte, Cajetana war ein echtes Soldatenkind und jeder Soldatenlage mit fröhlichem Muthe gewachsen. Sie hatte ihm das oft gesagt und seine Schilderungen, die er ehrlich gab, stets von der komischen Seite aufgenommen. Max konnte überzeugt sein, daß Cajetana auch ein echtes, treues Soldatenweib sein werde. — Mit jedem Ordonnanzreiter, der nach dem Hauptquartier in Trient in dienstlichen Angelegenheiten abgefertigt wurde, ließ er ein Briefchen nach Stauffenried, zur Bestellung an den Grafen Königsegg abgehen. Doch war in jener Zeit das dienstliche Schreibwesen, das in unsern Tagen bis zu schreckenerregender Höhe gewachsen ist, noch sehr beschränkt und es gingen, wenigstens für Riedau's Wünsche, selten genug nach dem Hauptquartier directe Sendungen. Mit der Post war es noch gar schwach bestellt. Der Briefwechsel der Verlobten war daher kein lebhafter, um so größer die Freude hier und dort beim jedesmaligen Empfange der ziemlich starken Couverte, in welchen stets mehrere einzelne Briefe, die sich aufgesammelt hatten, bewiesen, daß sich die Getrennten fast täglich mit einander beschäftigten.

Vom Grafen Colonna hatte Max bisher wenig gehört. Derselbe stand bei derjenigen Compagnie des Regiments, welche am meisten gegen die südlichen Ausgänge

des Gebirgs vorgeschoben lag und hier die Grenze beobachtete. Französische Truppen waren bereits in das Herzogthum Mailand eingerückt, dessen spanischer Statthalter, wie früher erwähnt, sich für Philipp Anjou erklärt hatte; sie hielten auch andere wichtige Punkte durch Accord besetzt und bewachten streng die Pässe, welche aus Tirol nach Italien führen. Ein Einfall ihrerseits in das kaiserliche Gebiet stand zwar nicht zu erwarten, aber der Commandirende ließ doch die Grenzen desselben durch seine Dragoner, welche noch zu Fuß und zu Pferd zu den verschiedenartigsten Dienstleistungen verwendet wurden, mit Feldwachen und unermüdlichen Streiftrupps sichern. Dort stand auch Pio Colonna, und da es bei der Strenge des Grenzdienstes äußerst schwer hielt, Urlaub zu bekommen, so war es erklärlich, daß Riedau ihn noch gar nicht in Roveredo, wo sich doch alle Offiziere des Regiments gelegentlich sahen, getroffen hatte. Er sehnte sich wahrhaft danach: die ganze Erinnerung an das, was zwischen ihnen vorgefallen war, hatte für einen Character, wie Riedau's, so viel Gehässiges, daß er nur hoffen konnte, durch ein offenes Aussprechen, wie es Cameraden zusteht, davon befreit zu werden. Endlich sah er ihn einmal; Max erkannte ihn schon von fern, wie er unter dem Thorwege des großen Gasthauses, wo die Offiziere gewöhnlich verkehrten, mit der schönen Padrona des Hau-

ses stand. Max beschleunigte seinen Schritt, aber Colonna, der ihn nicht beachtet haben mochte, wandte sich gelassen um und ging in die nächste Seitengasse, wo er verschwunden war, ehe Max, wie er wollte, seinen Namen rufen konnte. Er war dann nicht mehr zu finden, denn er hatte sein Pferd irgendwo anders untergebracht und wahrscheinlich die Stadt, ohne länger zu säumen, gleich verlassen. Hierauf vergingen wieder mehrere Wochen, ehe ihn Riedau wiedersah. Nun aber trafen Beide in der Stadt so unvermeidlich Stirn an Stirn zusammen, daß Colonna, auch wenn er gewollt hätte, nicht mehr ausweichen konnte. Er schien es aber auch nicht zu wollen, denn kaum hatte er Max erblickt, als er ihm schnell entgegen kam. Sein ausdrucksvolles Gesicht färbte sich mit einer lebhaften Röthe.

„Zur glücklichen Stunde finde ich Sie endlich!" rief er. „Seit Wochen drängt es mich dazu, vom ersten Tage an, wo ich Ihre Ankunft beim Regiment erfahren habe. Begleiten Sie mich — was ich Ihnen zu sagen habe, kann nicht auf offener Straße geschehen! Es betrifft meine Rechtfertigung, Herr von Riedau."

Max erklärte, daß auch er ihn schon in bester Absicht als Camerad habe aufsuchen wollen, und diese Aeußerung schien auf den Römer einen sehr günstigen Eindruck zu machen. Beide begaben sich denn in das

Hinterstübchen des Gasthauses, wo ihnen auf Colonna's Befehl eine Foglietta feurigen Weines aufgesetzt wurde und sie nun zu ungestörter Besprechung allein blieben.

„Nicht wahr, Sie haben mich im ärgsten Verdacht gehabt?" begann der Römer. „Gibt es eine unritterlichere That, ja man kann sagen, eine feigere Schandthat, als wenn ein offener Zweikampf durch den Dolch des Mörders hinterrücks beendigt wird?"

„Ihnen habe ich die Schuld nicht gegeben, das versteht sich wohl von selbst — auch wenn mir die That unerklärlich geblieben ist. Ich habe gegen Niemand davon gesprochen, nicht einmal gesagt, daß ich mich mit Ihnen geschlagen habe. Im ganzen Regiment weiß es kein Mensch, wenn Sie es nicht erzählt haben."

„Das habe ich nicht gethan," erwiederte der Graf, fuhr aber rasch fort, als müsse er das entschuldigen: „Ich habe zwar keine Ursache, irgend etwas zu verheimlichen, aber ich hielt es für unnütz, eine Geschichte zu erzählen, welche sie betraf, den hier noch Niemand kannte. Auf alle Fälle wollte ich erst in Ihren Augen gerechtfertiget sein. Es ist edel von Ihnen, daß Sie, ohne den Zusammenhang zu wissen, annahmen, ein Cavalier könne einer heimtückischen That nicht fähig sein — aber ich bin es mir selbst schuldig, Ihnen zu sagen, wie

die hündische Treue eines halbwilden Knaben, der mir gehörte, das Unglück herbeigeführt hat."

Er mischte seinen Wein stark mit Wasser und that einen tiefen Trunk, ehe er, dem schweigenden Deutschen gegenüber, fortfuhr: „Ich hatte einen Buben, einen kleinen Leibdiener, aus Rom mitgebracht, einen Trasteveriner — vielleicht ist Ihnen damit schon viel gesagt, denn die trotzige und kühne Sinnesart dieses Rione der ewigen Stadt ist wohl überall bekannt. War nun der Bube in gewisser Hinsicht nicht viel besser, als ein junger Wolf oder eine andere wilde Bestie, die man nur durch äußerste Strenge in Schranken halten kann, so besaß er doch sonst eine große Gewandtheit und Anstelligkeit und war mir mit blinder Treue ergeben. Nun hören Sie, wie oft ein unbedachtes Wort die entsetzlichsten Folgen hat. Ich bemerkte zufällig, als ich mit ihm ausging, daß er einen verborgenen Dolch trug, und schalt ihn deshalb, er aber sagte, der sei immer für mich bereit und werde mich rächen und retten, wo es immer sei, und ich, durch diese Ergebenheit eingenommen, sagte ihm deshalb vielleicht ein aufmunterndes Wort. Wir — trafen uns dann — — was zwischen uns mit der Klinge ausgetragen werden sollte, mag hier ganz unberührt bleiben!" Er stockte einen Moment und es kostete ihn offenbar Anstrengung, die jäh aufsteigende Bewegung seines Innern niederzukämpfen,

bis er wieder gemessener fortfahren konnte: „Wir standen uns gegenüber — dem Knaben erschien es für mich von höchster Gefahr, er schlich herzu, und ohne eine Ahnung von den Gesetzen ritterlicher Ehre zu haben, kam er mir mit seinem Dolche zu Hülfe. — Als ich die furchtbare That sah, welche mich mit unauslöschlicher Schande brandmarken konnte, war ich in meiner Verzweiflung zuerst im Begriff, den Buben auf der Stelle niederzustoßen und Sie und mich zu rächen; er aber riß seine Brust auf und bot sie meinem Degen dar — das entwaffnete mich, und ich befahl ihm, so schnell er könne, nach der Pforte des Palazzo zu laufen, dort Sturm zu läuten und Menschen zur Hülfe herbeizuschicken, während ich bei Ihnen blieb und das Blut zu stillen suchte. Als dann die zurufene Hülfe kam, entfernte ich mich, so unglücklich in meiner Seele, wie Sie es vielleicht nicht möglich halten."

Diese Erzählung war im Einzelnen nicht ganz der Wahrheit gemäß, besonders was das Verhalten nach der Unglücksthat betraf, doch nahm sie Riedau als unbedingt wahr auf und bat den Römer die Angelegenheit nun auf ewig zwischen ihnen für abgethan zu halten. Das biedere deutsche Wort fand selbst den Weg zu Colonna's ränkevollem Herzen, und rasch entzündlich, wie er war zum Guten wie zum Bösen, sprang er auf, reichte Max die Hand und rief mit feurigem Ausdruck: „Du bist ein echtes, rit-

terliches Blut! Laß uns Freunde sein — hinweg die förmliche Höflichkeit zwischen uns! Wir sind nicht blos Cameraden, sondern Brüder!“ Riedau's Gemüth war für diesen Ton empfänglich, und wie es in der kaiserlichen Armee schöne Sitte war, daß sich die Waffengenossen gleicher Stellung mit dem brüderlichen Du nannten, fand er kein Bedenken, in das ihm angetragene Verhältniß einzugehen.

„Du bist ein Ritter, wie Tancred in Tasso's unsterblicher Dichtung!“ rief Colonna — und Riedau lehnte dies Lob lachend ab, indem er zugleich gestand, daß er weder von Tancred, noch Tasso etwas wisse. All' die feine Bildung, die er als Günstling der Prinzessin von Holstein in den bevorzugten Kreisen kennen gelernt hatte, war ihm sehr schnell wieder verloren gegangen. Max brach jetzt wirklich das Gespräch ab und fing von militärischen Dingen an zu reden; der Graf schien hier seinerseits nicht recht zu Hause zu sein, und beantwortete Riedau's Fragen nicht selten auf eine Weise, welche den eifrigen Soldaten, dem der kaiserliche Dienst so hoch stand, in großes Erstaunen setzte. Fast wäre er ein Paarmal über die gänzliche Unwissenheit des Römers in ein lautes Gelächter ausgebrochen. Da hätte der Mann doch lieber hundert wälsche Verse weniger lernen sollen! —

Der Graf war aber vielleicht nur zerstreut und gab

nicht recht Acht auf Riedau's Worte. Ihn beschäftigte eine Frage, die er nur nicht einzukleiden wußte, da er selbst vorhin geäußert, daß Alles, was zwischen ihm und Riedau damals mit der Klinge ausgetragen werden sollte, unberührt bleiben möge. Max bedurfte darüber keiner Aufklärung — er konnte nicht einen Moment im Zweifel sein, warum ihn Graf Pio mit dem Degen angefallen und zum Zweikampf ohne Zeugen, gegen alles ritterliche Herkommen, gezwungen hatte. Es war die leidenschaftlichste Eifersucht gewesen, unter deren Einfluß er die Selbstbeherrschung verloren, und wenn eine lange schwere Zeit hindurch Max daraus den Schluß gezogen hatte, daß Cajetana's Herz schon vergeben und für ihn selbst nichts mehr zu hoffen sei, so waren diese trüben Wolken jetzt durch die Sonne seines Glückes siegreich zerstreut worden. Anders aber mit Pio Colonna! Er war gleich nach Riedau's Verwundung mit den Depeschen, welche dieser zur Armee bringen sollte, betraut und ohne eine Stunde Frist abgeschickt worden; er hatte Wien seitdem nicht wieder gesehen. Von Allem, was sich hier zugetragen hatte, wußte er trotz seiner Verbindungen, die er nur nicht benutzen konnte, so gut, wie nichts. Man würde ihm auch nicht viel haben melden können, da die Gräfin Francesca ihre Maßregeln klug getroffen hatte. Daß Riedau hoffnungslos an seiner Wunde darnieder liege, war das Einzige,

was er erfuhr; um so mehr überraschte ihn die Nachricht seiner Ankunft beim Regiment, als diese bis zu den vorgeschobenen Posten gelangte. Heute war nun Alles zwischen ihnen ausgeglichen und es drängte ihn zu einer Frage nach Cajetana. Bei kälterm Blute hatte er sich längst sagen müssen, daß ihr Benehmen an jenem Unglückstage, als er überraschend vor sie getreten war, ihn keineswegs zu den Hoffnungen berechtigt hatte, mit denen er sich auf dem geheimnißvollen Pfade geschmeichelt. Thatsachen, die sich nicht abläugnen ließen, waren freilich ihr Brief und der Schlüssel zu der kleinen Pforte, und beide besaß er noch, aber zuweilen, da er selbst an Ränken und Listen reich war, peinigte ihn, wie ein Dorn im Fleisch, die Möglichkeit, daß er durch die Vermittlerin sich habe auf plumpe Weise täuschen lassen. Bei einem deutschen Edelmanne wäre das ganz unmöglich gewesen, der würde von deutscher Frauen reiner Sitte eine zu feste Ueberzeugung gehabt haben, um ein jungfräuliches Gemüth so niedrigen Intriguenspiels fähig zu halten, das unfehlbar Schmach und Verachtung nach sich ziehen mußte. Graf Pio Colonna mußte jenseit der Alpen viel erlebt haben, da er auch heute sich noch der Hoffnung hingab, daß Cajetana nur durch sein ungestüm leidenschaftliches Benehmen im ersten Moment erschreckt worden sei und selbst in seinen Augen den Schein äußerer Haltung habe

retten wollen. Daß der Vorfall im Hause und seine blutigen Folgen nicht ohne Einfluß auf sie geblieben, konnte er sich denken, wenn er an die Gräfin Francesca dachte. War Cajetana noch bei ihr und spielte sie noch in den Hofkreisen und der vornehmen Gesellschaft die glänzende Rolle, in welcher sie immer so ruhig geblieben, daß es Pio Colonna oft mit Entzücken gefüllt, weil er für sich selbst Hoffnungen daran geknüpft, die seine Verbündete nur zu eifrig genährt hatte! —

Als Riedau jetzt, seine wachsende Zerstreutheit bemerkend, zum Aufbruch mahnte, da er vor der Dunkelheit sein Dorf zu erreichen wünschte, zersprengte Colonna plötzlich die Kette vorsichtiger Zurückhaltung, die er sich bisher angelegt hatte. „Bist Du zuletzt noch bei der Gräfin Francesca gewesen?“ fragte er, und Max bejahte es. „Hat sich im Hause viel verändert? Deine Schwester, weiß ich, ist in den Dienst der römischen Königin gekommen — ist die Nichte der Gräfin noch daheim?“

Riedau's edle Züge färbten sich bei dieser graden Frage lebhafter. Er verneinte sie ebenfalls, und Pio's Augen hefteten sich mit einem stechenden Blick auf ihn. „Ist sie verheirathet?“ fragte er wieder, und das zweite Nein aus Riedau's Munde hatte einen so bewegten Ausdruck, daß es dem Römer auffallen mußte. Da erschien

es nun dem offenen und ehrlichen Character des Deutschen hinterlistig, wenn er gegen den Waffenbruder noch länger ein Geheimniß aus seiner Verlobung machen wollte, die er ja doch in einigen Wochen erfahren mußte, und er hoffte durch eine grade Erklärung allen in Colonna's Seele etwa noch genährten Täuschungen der Selbstliebe ein Ende zu machen.

„Du sprichst, als wüßtest Du etwas von dem Fräulein!" rief der Römer ungeduldig.

„Sie ist meine Braut," sagte Max so ruhig, als wolle er Alles vermeiden, was Jenen reizen konnte. Er heftete seinen Blick auch gar nicht auf ihn, sonst würde er die tödtliche Blässe bemerkt haben, welche Colonna's Antlitz jäh überzog, während er die flammensprühenden Augen zu Boden schlug und die zuckenden Lippen mit den Zähnen zusammen biß. Es war aber nur die Gewalt eines unbewachten Moments — schon hatte der Römer sich wieder bemeistert und er reichte dem Cameraden die Hand.

„Du bist glücklich," sagte er, ohne noch das Beben seiner Stimme ganz beherrschen zu können. „Du hast den Preis davon getragen, um welche in der herrlichen Ritterzeit manche Lanze gebrochen, manches Gelübde gethan und erfüllt worden wäre, und wie in jenen schönern Tagen der Courtoisie dem Sieger, dem das köstliche

Kleinod errungen, von allen Mitbewerbern ritterliche Glückwünsche entgegen=getragen wurden, so nimm sie auch von mir an, so aufrichtig, wie sie gemeint sind!"

Er sprach viel zu gespreizt, um ehrlich zu sein, und machte wohl nur so viele Worte, um die Fassung, derer er bedurfte, wieder=zu=gewinnen. Max nahm aber in seiner Unbefangenheit den Glückwunsch als ohne Falsch gemeint auf und dankte ihm dafür. Beide trennten sich hierauf ohne längeres Säumen.

Die Vorboten des Frühlings verkündigten seine Nähe bereits mit allem Zauber südlicher Vegetation, als Max durch den Grafen Königsegg die längst ersehnte Entscheidung über sein Glück erhielt. Der Prinz Eugen in seiner Eigenschaft als Regimentsinhaber ertheilte den Consens zu der Verheirathung des Lieutenants von Riedau mit Fräulein von Cronberg — er hatte sich nur über die große Jugend des Bräutigams gewundert und scherzweise geäußert, der Riedau fürchte wohl, das Heirathen könne einmal ganz verboten werden, und wolle sich daher bei Zeiten sichern. Das Gesuch war aber so warm unterstützt worden, daß er den Consens gab, mit der Bedingung jedoch, daß die Vermählung nicht eher vollzogen werde, bis der Krieg, der im Frühjahr ausbrechen sollte, einen gewissen Abschnitt gewonnen habe. Er fand es nicht wohlgethan, so kurz vor Beginn des ersten Feldzuges zu

heirathen, und stellte vorläufig fest, daß es frühestens während der nächsten Winterquartiere geschehen könne. Das war für Riedau's Herz eine bittere Bedingung und zum Erstenmale regte sich in ihm gegen den sonst so geliebten Feldherrn ein gewisser Unmuth, der die Ursache dieser Härte in der eigenen Ehelosigkeit des Prinzen suchte, aber bei besserer Besinnung schämte er sich dieser Selbstsucht und ergab sich männlich in das Unabwendbare. Zweifel blieben ihm allerdings, ob der Prinz seine Befugnisse hier nicht zu weit ausgedehnt habe, indessen mußte er dabei immer die väterliche Absicht ehren, und als er auf seine, unter dem ersten Eindruck geschriebene Mittheilung an Cajetana nach der gewohnten Frist Antwort erhielt, fühlte er sich durch die klare und liebliche Weise, in welcher sie abgefaßt war, im Herzen innig erquickt, selbst erheitert. Ohne verstellte Sprödigkeit, die ihrer gesunden Natur überhaupt fremd war, sprach sie es aus, wie leid es ihr thue, ihre Verbindung verzögert zu sehen, aber sie ließ gleich darauf eine muntere Strafpredigt folgen, wie ein guter Soldat sich über einen Befehl seines Feldobersten in so meuterischen Worten äußern könne, und drohte, seinen Brief durch ihren Herrn Vormund, der sie schon früher als er von Allem in Kenntniß gesetzt, an den Prinzen gelangen zu lassen. Dann ging sie vom Scherze in das Gebiet des tiefsinnigen Ge-

fühls über, und hier war jedes Wort für sein Herz von beglückendster Wirkung. Zum Schlusse benachrichtigte sie ihn, was sie über der wichtigern Angelegenheit zuerst vergessen zu haben schien, daß die Frau Gräfin von Königsegg an sie geschrieben und ihre Einwilligung zu ihrer Verbindung ertheilt habe. In welcher Form dies geschehen war, theilte sie nicht mit, und einem minder unbefangenen Leser, als Max, würde das aufgefallen sein. Was ging ihn aber in seinem Glücke, das zu hindern die Gräfin nicht berechtigt gewesen wäre, die Form ihrer Einwilligung an? Er kannte ja die freundliche, wohlwollende Dame, die gegen ihn und seine arme Schwester stets gütig gewesen war, obgleich Anna das nie anerkannt hatte; er verdankte ihr wahrscheinlich die Erhaltung seines Lebens, da sie ihn zum Tode verwundet in ihr Haus aufgenommen hatte. Cajetana hatte ihm endlich noch in Stauffenried wiederholt ausgesprochen, wie liebreich die Gräfin gegen sie gewesen sei. Warum sollte er also die heutige kurze Nachricht ungenügend finden? Er säumte keinen Augenblick, die Braut über seine Stimmung, die ihr, wie sie sich ausdrückte, etwas zu „wälsch" erschien, zu beruhigen; er versprach ihr, auf ihre Strafrede eingehend, inskünftig musterhafte Disciplin bei sich selbst zu halten und gegen keinen Befehl zu murren, mochte er ihm vom Feldobersten oder von seiner nächsten Autorität, nämlich

seinem Bräutlein, ertheilt werden. Er warnte sie aber auch vor feindlichen Anschlägen, die auf sie selbst gerichtet werden könnten, vor einem gewissen türkischen Parteigänger aus Böheim, der, wenn es ihm gelinge, ihren Aufenthalt zu erforschen, nicht säumen werde, sein Glück zum Zweitenmale zu versuchen. Cajetana hatte ihm nämlich die Werbung des Reichsgrafen von Cronberg, die sie noch immer nicht für Ernst hielt, erzählt. So in glücklichster Stimmung der Geliebten, während er an sie schrieb, geistig nah, vollendete er seinen Brief, den er dem nächsten Ordonnanzreiter, welcher nach Trient abging, selbst übergab. Und nun nahm ihn der Dienst, als mit der mildern Jahreszeit die Rüstungen mit erhöhter Thätigkeit betrieben wurden, mit voller ungetheilter Kraft in Anspruch.

Siebentes Capitel.

Des Krieges Anfang.

Unbeschreiblich war der Jubel beim Heere, als Prinz Eugen am 20. Mai zu Roveredo eintraf und den Oberbefehl übernahm. Viele der Truppenabtheilungen hatten bereits unter seiner glorreichen Führung gestanden, Allen

aber war sein Name eine sichere Bürgschaft des Sieges. Mochten die Franzosen auch unten in Wälschland alle Pässe aus Tirol so stark besetzt haben, daß nach ihrer Meinung keine Maus hindurch könne, Er wird schon Rath schaffen.

Die Aufgabe für Eugen war eine so überaus schwierige, daß sie die ganze Fülle und Energie seines Genius herauszufordern schien. Ein Feldherr ersten Ranges stand ihm gegenüber: es war Catinat. Dieser hatte die Stellung am Montebaldo, den starken Punkt bei der Madonna della Corona, vorzüglich aber den Paß der Chiusa besetzt. Jetzt führt eine schöne, bequeme Chaussee hindurch, aber sonst sind die Naturverhältnisse noch, wie sie waren: die schroffen Felsmassen ragen hart an der Straße empor, die brausende Etsch, gegen welche die letztere durch eine niedrige Mauer geschützt ist, strömt hindurch, und jenseit steigt das nackte röthliche Gestein gleichsam aus dem Strome steilrecht auf. So ist der furchtbare Engpaß beschaffen, der bei einer guten Geschützvertheidigung unangreifbar genannt werden konnte.

Daß Prinz Eugen das Blut seiner Soldaten, wo es irgend möglich war, schonte, wußten sie; sie wußten aber auch, daß, wo es ein großes Ziel galt, er Alles d'ran setzte, und sie wären ihm mit blindem Vertrauen gefolgt, wenn er den Paß der Chiusa hätte stürmen wollen. Aber

bald wurden sie inne, daß es nicht seine Absicht war, den Stier bei den Hörnern zu fassen. In mehrern Richtungen ließ er an den Wegen arbeiten, damit der Feind, wenn er davon Kenntniß erhielt, über die wirkliche Wahl der Straße, die er nehmen wollte, getäuscht werde. Er konnte, wenn er die Chiusa vermeiden wollte, von Roveredo rechts nach der Spitze des Garda=Sees marschiren, und diesen zur Linken lassend, die Straße nach Brescia, den kürzesten Weg nach Mailand, gewinnen. Catinat hatte diese Möglichkeit nicht außer Acht gelassen und dafür gesorgt, daß Eugen auch hier auf energischen Widerstand stoßen mußte. Aber es war auf einem weitern Umwege auch möglich, aus Tirol links abmarschirend durch das venetianische Gebiet in Italien einzurücken. Hier glaubte sich der französische Feldherr durch die Neutralität der Republik Venedig und die Gründe gesichert, welche gegen so weitgreifende strategische Umgehungen sprechen. An eine Unternehmung, wie sie Eugen schon beschlossen hatte und durch seine Soldaten und Tausende von Bergbewohnern vorbereiten ließ, dachte er nicht im Entferntsten, und zum Glück fand sich auch im allzeit treuen Tirol kein Verräther, der es ihm um gewiß zu hoffenden reichen Lohn heimlich hinterbracht hätte.

Es galt, über das Gebirge östlich der Etsch, das selbst von den Landesbewohnern nicht einmal mit Karren

befahren wurde, Wege für Truppen und Geschütz zu bahnen, um so auf der kürzesten Strecke in das Gebiet von Verona zu gelangen. Eine Arbeit, welche fast das Unmögliche zu fordern schien, deren Ausführung aber zeigte, wie sich mit freudigem Muth und vereinten Kräften Wunderbares erreichen läßt. Schon nach sechs Tagen konnte der Marsch, wenn auch noch nicht von der schweren Artillerie und dem Gepäck, angetreten werden; diese blieben einstweilen noch in Roveredo und sollten erst in einigen Tagen folgen. Der Uebergang war für die Truppen allerdings mit unsäglichen Anstrengungen verbunden; die Infanterie hatte das ihr zugetheilte leichtere Geschütz meist zu ziehen, die Wagen zu zerlegen und zu tragen; die Dragoner, welche mit dem Fußvolk marschirten, während die Reiterei gleich von Roveredo in das Val Duga gezogen war, mußten ihre Pferde auf den steilen Pfaden am Zügel führen.

Hier war es, wo Max Riedau, der unverdrossen auf seinem Platz in der Zugordnung seinen Leuten das beste Beispiel gab und sie durch manch' heiteres Soldatenwort ermunterte, den Grafen Königsegg zum Erstenmale seit langer Zeit wieder sah. Königsegg kam im Auftrage des Feldzeugmeisters Stahremberg, der jetzt die gesammte Infanterie commandirte, längs der tiefen, langsam sich fortschiebenden Heersäule nach vorn gerit=

ten, was nur ein so vorzügliches Roß, wie er besaß, möglich machen konnte. Er sollte an einem gewissen Punkte, den ihm der Feldzeugmeister genau angegeben hatte, die Spitze der marschirenden Colonne anhalten, weil letztere sehr auseinander gekommen war. Als er Max erblickte, der, wie jeder Dragoner, sein Pferd am Zügel führte und gemessenen Schritts dahin zog, rief er ihn freundlich an und ritt eine Weile neben ihm.

„Meiner Vormundschaft hat mich der Prinz noch nicht entheben wollen," sagte er. „Ich hoffte, sie noch vor dem Abmarsche, wie Sie wissen, in Ihre Hände niederlegen zu können, aber es ist anders beschlossen worden. Sie waren gewiß sehr ungeduldig."

„Anfangs, ja!" gestand Max ehrlich. „Auch habe ich mit meinem Briefe, der es weiter meldete, nicht gewartet, bis mein Blut ruhiger geworden; dafür bin ich aber durch eine so herzige Antwort belohnt und zurechtgewiesen worden, daß es mich nicht reut. Es wird so gewiß am besten sein."

„Ganz gewiß!" bestätigte Karl Fidelis. — „Ist Graf Colonna mit in diesem Theile des Regiments?"

„Nein. Seine Compagnie marschirt ganz vorn."

„Sie haben doch Ihr Versprechen gehalten? Der Prinz erinnerte sich Ihrer und fragte danach."

„Er hat mir Brüderschaft angetragen, und ich hab' ihm gesagt, daß Cajetana meine Braut ist."

Karl Fidelis war davon zwar ein wenig betroffen, aber er sagte gleich: „Das ist ganz gut. So wird hoffentlich Alles offen und ehrlich abgemacht sein. Nun, Max, wir werden uns jetzt wohl öfter sehen. Gott gebe uns nur, daß das erste Gefecht glücklich ist, das ist von großer Wichtigkeit für den ganzen Feldzug."

Max in seiner festen Zuversicht zweifelte daran keinen Augenblick, und wo das Gefühl, daß man siegen müsse, in einer Armee vorherrscht, besitzt sie darin schon den Talisman, der ihr den Sieg bannt.

Der Weg wurde für einen Reiter immer gefährlicher, doch saß Graf Königsegg nicht ab, weil er sonst, neben der Colonne auch zu Fuß einherziehend, seinen Auftrag nicht hätte zu rechter Zeit ausführen können. Sein braves Roß ließ ihn auch nicht im Stich, sondern bewährte hier alle Muskelkraft seiner weltberühmten Race. Noch ehe er bis zur Spitze des Zuges sich vorgearbeitet hatte, fand er den Grafen Pio Colonna, aber nicht an seinem Platz in der Marschordnung, sondern auf dem Boden liegend, ein Bild des Jammers und der Hülflosigkeit. Bei ihm hielten zwei Dragoner seiner Compagnie, welche der Hauptmann zurückgelassen hatte, um ihm beizustehen — er schien aber Alles aufgegeben zu haben.

Als der General-Adjutant herankam, machten die Dragoner ehrerbietig Platz, und der römische Graf hob sein schwarzes Auge mit einem schmachtenden Blick zu dem Reiter empor. Dieser Blick aber entrüstete den guten Soldaten. „Graf Colonna,“ redete er ihn in italienischer Sprache, aber im dienstlichen Tone an, „als kaiserlicher Offizier dürfen Sie ein solches Beispiel nicht geben! Die Mannschaft erträgt alle Beschwerden mit bewunderungswürdiger Ausdauer — und keinen Offizier gibt es, der ihr nicht zeigte, was dabei des Offiziers erste Pflicht ist.“

Der Römer murmelte verächtlich etwas zwischen den Lippen, was Königsegg nicht verstand, er hatte auch nicht Zeit, sich länger aufzuhalten. — „Ermannen Sie sich, Graf Pio!“ rief er sehr ernst; „ich befehle Ihnen im Namen des Herrn Feldzeugmeisters sogleich aufzustehen — daß Sie es im Stande sind, glaube ich verbürgen zu können! Lassen Sie sich, wenn ich zurückkomme, nicht noch in dieser unwürdigen Lage finden! Ich würde Sie melden müssen!“ — Er ritt weiter, und sein Pferd, dem selbst diese wenigen Minuten der Rast eine gute Erholung gewesen war, trug ihn nun bald bis an die Spitze der Marschordnung, die er an dem vom Befehlshaber bezeichneten Punkte Halt machen ließ. Den Truppen wurde gestattet, sich die zweistündige Ruhe, welche nun eintrat, nach aller Bequemlichkeit zu Nutz zu machen;

dann sah man denn gleich den ganzen, erst aus dem Gröbsten hergerichteten Gebirgsweg auf meilenweite Ausdehnung mit den weißen Röcken übersäet, denn bei der Ermüdung ist Ruhe das erste Bedürfniß, Speis und Trank kommt erst hinterdrein. So schliefen denn mehrere brave Regimenter hingestreckt auf das harte, unebene Gestein, wie Ein Mann, und das vollstimmige Schnarchen, das sich bald zu einem wetteifernden Chorus zu verstärken schien, erschreckte das Wild in den höher gelegenen Bergregionen und ließ die Adler von ihren Horsten verwundert hernieder schauen.

Aber die Sicherheit des ruhenden Heereskörpers war dabei nicht gefährdet, und wäre ein Feind in der Nähe gewesen und hätte gemeint, einen glücklichen Ueberfall ausführen und unter den Schlafenden ein Blutbad anrichten zu können, der würde für sein Gelüst empfindlich bestraft worden sein. Die Dragoner, welche der Spitze der Marschsäule beigegeben waren, hatten, wie immer, den Ehrendienst der Feldwachen. Prinz Eugen wußte zwar ganz genau, daß ihm hier kein Feind entgegentreten werde, und hatte durch seine Kundschafter genug erfahren, um aus den Maßregeln Catinat's auf die Ideen, von welchen er ausging, schließen zu können, aber darum ließ er in der Strenge des Dienstes nicht das Geringste nach, und bei jeder noch so kurzen Rast eines Tagmarsches, wie

zur Nachtzeit wurden Pikkets und Vedetten so gewissenhaft ausgestellt, als nur in der allergefährlichsten Lage. Königsegg leitete die Ausstellung, wie ihm befohlen war, selbst — sie war höchst einfach, da man wenig Uebersicht hatte und sich nur darauf beschränken mußte, auf eine gewisse Strecke vorwärts und in ein wildes Hochthal, das hier einmündete, seitwärts, die nöthige Vorsicht zu bewahren.

Als er von diesem Geschäft zurückkam, fand er auch den Grafen Pio Colonna glücklich bei seiner Compagnie wieder eingetroffen. Er saß auf einem Steine und ließ sich die Vorräthe, welche sein Diener nun herbeigebracht hatte, trefflich munden. Beim Anblicke Königsegg's schien ihm zwar der Appetit einen Moment zu vergehen, aber er überwand diese Schwäche und sah den Ankommenden, wie Einer, der in seinem guten Recht ist, ruhig entgegen, ohne aufzustehen oder seinen Imbiß zu unterbrechen.

Der Dragoner-Hauptmann, dessen Compagnie Colonna zugetheilt war, hatte dem General-Adjutanten schon dessen Zurückbleiben wegen gänzlicher Erschöpfung gemeldet, dabei aber geäußert, daß er es mehr für Weichlichkeit halte und bei einem gemeinen Dragoner schon ein gut Mittel angewendet haben würde, ihn wieder auf die Strümpf' zu bringen. Als der Graf nun so behaglich dasaß und sich's wohl schmecken ließ, konnte es Königs-

egg's männlicher Sinn nicht über sich gewinnen, mit ihm ein Wort zu sprechen, oder ihn zu fragen, ob er sich wieder erholt habe, sondern er ritt mit gemessenem militairischen Gruße an ihm vorüber. Dann aber saß er auch ab, um seinem Pferde Erleichterung zu geben, und ging, dasselbe am Zügel führend, zurück durch die ruhenden Truppen, bis zu dem Seitenthal, wohin er beim Wiederaufbruch zur Verkürzung der beträchtlichen Tiefe eine Abtheilung zu dirigiren hatte. Hier band er sein Pferd an einen Baum und streckte sich nun auch auf den Boden, um wenigstens noch eine halbe Stunde Schlummer zu genießen.

Drei Tage dauerte der Uebergang und die Truppen hatten dabei mit den bedeutendsten Terrainschwierigkeiten zu kämpfen, welche nur durch wahrhaft heroische Anstrengungen zu besiegen waren. Wir preisen Alles, was die Fremden Großes gethan, und können der Bewunderung ihrer Thaten gar nicht Worte genug leihen — möchten wir nur auch der vaterländischen Thaten in gleicher Weise gedenken! Aber nur zu leicht spült der bewegliche Zeitstrom, der über unser Geschlecht dahinrauscht, demselben die Erinnerung an das kaum Vergangene hinweg, und viele Ehrenthaten vaterländischer Krieger, der höchsten Anerkennung werth, verfallen der Vergessenheit. Wie viele derselben sind in den Kriegs- und Feldacten beglaubigt, wie viele von den Kriegsschriftstellern der ältern Zeit

erzählt, aber wer weiß von ihnen? Jene heldenmüthige Ausdauer in dem dreitägigen Kampfe mit den Gebirgshindernissen auf dem Marsche von Roveredo in das Gebiet von Verona gehört zu den ruhmvollsten Beispielen, was Truppen leisten können.

Endlich war das Ziel erreicht. Die Infanterie bezog ein Lager auf den Höhen von Breonio, und rastete hier einige Tage, um das schwere Geschütz und die Wagenzüge abzuwarten, die nun erst ihren Marsch antreten konnten. Die Fortschaffung derselben bot natürlich noch viel mehr Schwierigkeiten; statt der Pferdebespannung waren der schweren Artillerie die sicherern Zugochsen vorgelegt worden, einem Stück oft zehn bis fünfzehn Paar. Dabei gingen noch Soldaten und aufgebotenes Landvolk neben den Geschützen, um sie bergan befördern zu helfen, bergab zu hemmen. So glückte es auch diesen wichtigen Theil des Heeres ohne einen erwähnenswerthen Unfall über das Gebirge zu bringen, das die schwere Reiterei, wie schon erwähnt, gleich von Roveredo aus durch das Val Duga überschritten hatte.

Der Republik Venedig — eigentlich nur ihren lokalen Behörden — war der Einmarsch kaiserlicher Truppen nur einfach angezeigt worden. Am 4. Juni, nachdem Prinz Eugen alle seine Streitkräfte vereinigt hatte, brach er aus dem Lager von Breonio auf und begann nun die Ope-

rationen, welche den ersten Feldzug des spanischen Erbfolgekrieges zu einer kostbaren Perle in seinem Siegerdiadem gemacht haben. Catinat war durch den plötzlichen Einbruch in Italien, den er auf einer ganz andern Seite erwartet hatte, völlig überrascht worden; es gelang ihm auch jetzt nicht, Eugen's eigentlichen Operationsplan zu errathen. Der Prinz manövrirte meisterhaft, um ihn darüber zu täuschen, und der sonst so klare und entschlossene Feldherr, der ihm gegenüber stand, zeigte eine Unsicherheit und eine Hast, welche den Sieger von Staffarda und Marsaglia nicht wieder erkennen ließ. Vielleicht diente es auch dazu, ihm die Zuversicht zu rauben, daß er sich wohl bewußt war, am Hofe zu Versailles in der allmächtigen Maintenon eine Gegnerin zu haben, der sein frankes, derbes Soldatenwesen anstößig war. In Versailles war König Ludwig durch diese Eröffnung des Feldzuges in große Besorgniß gesetzt worden. Er fürchtete von der Kühnheit des Prinzen Eugen das Aeußerste, er sah ihn schon den Po überschreiten, die Gebiete von Ferrara und Modena besetzen, ja einen Zug nach Neapel unternehmen, um auch diese wichtigste der spanischen Besitzungen in Italien dem Kaiser zu erobern.

Eugen dachte aber vorerst nur daran, den Feind zu einer Theilung seiner Streitkräfte zu verleiten, und als ihm das gelungen war, ging er mit eilftausend Mann

in der Nacht zum 9. Juli über den Tartaro und griff ihn entschlossen an. Das verschanzte Castagnaro wurde mit Sturm genommen; in der Schanze an der Etsch wartete der Feind einen solchen nicht ab; dann führte Prinz Eugen sein Corps in entwickelter Schlachtordnung gegen Carpi vor. Aber das Terrain war einem solchen Vorrücken höchst ungünstig; durchschnitten ist es zwar fast immer in Italien, aber hier mehr, wie anderswo. Zu den gewohnten Flutgräben und umbüschten Ackerflecken kamen noch schwimmende Reisfelder, dem Auge des Reisenden angenehm im Vorüberfahren zu schauen, aber weniger dem des Soldaten, der sich darin schlagen soll.

Die Franzosen wichen langsam zurück, sie vertheidigten ihr Terrain Schritt für Schritt. Es gab ein äußerst erbittertes Feuergefecht, das an einzelnen Punkten lange wie festgebannt blieb. Da hatten die Franzosen das bedeckte Gelände, das sie nun erreichten, zu einem Hinterhalte trefflich benutzt, aus welchem hervorbrechend eine ziemlich bedeutende Schaar das Kürassier-Regiment Neuburg, das auf seinem Flügel der allgemeinen Vorrückung gefolgt war, plötzlich in Front, Flanke und Rücken attaquirte. Aber das nächste Infanterie-Bataillon eilte schon den bedrängten Waffenbrüdern zu Hülfe, und schon flog auch der Prinz von Vaudemont an der Spitze seines

Kürassier-Regiments herbei, um dem Kampfe eine andere Wendung zu geben. Der gefährliche Moment war vorübergeführt und die Frontalschlacht hatte ihren weitern Lauf und mußte sich ausringen. Freilich konnte in diesem Terrain, das so viel Hindernisse bot, die gewohnte strenge Schlachtlinie nicht gehalten werden, sie war überall gebrochen. Die Franzosen ergriffen überdem immer wieder die Offensive mit allem Ungestüm ihrer Nation, um dadurch dem stetigen Vordringen der Kaiserlichen Einhalt zu thun; denn sie wußten ja, daß sie auf baldige Unterstützung zu rechnen hatten, wenn es ihnen nur gelang, sich noch bis dahin zu behaupten. General Saint Fremont, welchen Catinat mit einem schwachen Corps hier zurückgelassen, als er nach Ostiglia geeilt war, um Eugen's vermeintlichen Einfall in das Modenesiche zu vereiteln, hatte dringend den General-Lieutenant Grafen Tessé, welcher nicht weit entfernt stand, um Hülfe gebeten, und dieser, dem Kanonendonner folgend, traf wirklich mit frischen Truppen zu rechter Zeit ein, um die schon verlorene Schlacht noch einmal zum Stehen zu bringen. Prinz Eugen aber ließ sich durch ihn nur eine kurze Zeit aufhalten, ehe er den Sieg unwiderruflich an seine Fahnen fesselte. Er setzte sich persönlich an die Spitze, um seine Krieger zum erneuten Angriff zu führen, sie folgten ihm mit der höchsten Begeisterung. Ein Pferd wurde ihm unter

dem Leibe erschossen, eine Kugel streifte sein Knie, aber er verließ das Gefecht nicht eher, als bis es entschieden, der Feind auf allen Punkten geschlagen war. Das war die Schlacht von Carpi, der erste in der langen Reihe von Siegen, welche die kaiserlichen Paniere in jenem glorreichen Kriege für gutes Recht krönten.

Die Franzosen räumten Carpi, nicht ohne Gewaltthätigkeiten an den wehrlosen Einwohnern, wie das nach einer Niederlage, wo die Truppen theilweise in voller Auflösung sind, zu geschehen pflegt. Bald rückten die Kaiserlichen ein; es war strenger Befehl gegeben, Reih und Glied nicht zu verlassen, und die zitternden Bewohner, die sich schon neuen Gräueln ausgesetzt wähnten, schöpften in ihren Kellern und Schlupfwinkeln, wohin sie sich geflüchtet hatten, wieder einigen Muth. Auf der Piazza grande blieb ein erwähltes Bataillon unter den Waffen stehen; die Laubengänge unter den zierlichen Arcaden, welche rings umher laufen, sonst der Sammelplatz der reichen und müssigen Welt, wo Witz und Laune, Coquetterie und auch ernstere Unterhaltung sich kreuzten, noch ehe der Feierabend das arbeitsame Volk zum Nocturno fresco durch die Straßen fluten ließ, standen heute leer; als aber die Truppen auf ihren verschiedenen Stellplätzen auseinander=gegangen waren, fanden sich dann bald noch Besucher der schönen Lauben ein, meist Offiziere,

denen die Aufregung des langen Kampfes noch wehrte, sich der Ruhe hinzugeben. Jetzt hielt der Sieger, Prinz Eugen, seinen Einzug. Er, als Feldherr, war immer der Letzte, welcher sich der Bequemlichkeit überließ; zuvor mußten alle Anordnungen für die Sicherheit und die weitern Bewegungen des Heeres getroffen sein. Er nahm sein Hauptquartier in dem alterthümlichen Schlosse, das mit seinen weitausgeschweiften Zinnen die Stadt hoch überragt. Des Prinzen Geist war in sich nun so gestillt und befriedigt, daß er wieder Aufmerksamkeit für äußere Dinge hatte, die ihm beachtenswerth erschienen. Der runde Thurm an der Zugbrücke, von Epheu undurchdringlich überwachsen, fiel ihm auf; er musterte den kühnen Bau des alten Castells, zu welchem er hinaufritt, und unterhielt sich mit den Herren seines Gefolges in geistreicher und liebenswürdiger Weise. Die Generale hatte er bereits entlassen, nachdem er ihnen seine Befehle für den folgenden Tag mitgetheilt hatte, Befehle, die auf ungesäumte Benutzung des Sieges berechnet waren. Er wußte die Zeit wie ein Meister zu benutzen, und nicht die Sorge für seine eigene Wunde, welche erst auf dem Schlosse zu Carpi einen ordnungsmäßigen Verband erhielt, konnte ihn bewegen, von seinen Grundsätzen der Kriegführung auch nur einen Moment abzugehen.

Graf Königsegg begegnete am Abende dem alten Dragoner-Hauptmann, der sich gegen ihn über die Weichlichkeit des römischen Grafen in einer so eigenthümlichen Weise ausgesprochen hatte. Es regte sich in ihm die Neugier, zu erfahren, ob Colonna sich dem entsprechend auch im Gefecht benommen habe, und er konnte nicht umhin, als der Alte ihn grüßte und sich erkundigte, ob er ganz mit heiler Haut davon gekommen sei, eine Frage nach Colonna fallen zu lassen.

„Allen Respect, Euer Gnaden!“ erwiederte der Hauptmann. „Als wir zuerst in's Feuer kamen, dacht' ich bei mir, der wird mir auch ein rechter Beißer sein! und ich hielt ihn scharf im Auge. Beiseit schlüpfen, wegen Durchgehen des Pferdes oder weil's nicht mehr fort kann — man kennt die Kunststückchen schon! — Er steckte zuerst den ganzen Fuß bis an die Hacken in die Steigbügel und sie schlotterten ihm respectabel. Da mußten wir d'rauf gehen. Und schauen, Euer Gnaden, von dem Augenblicke an, wo wir ansetzten und er erst die blanke Klinge vor sich hatte, da war's, als ob er ein ganz anderer Mensch würde. Er hieb unter den Vordersten mit ein und schlug sich, wie ein Teufel! Es war eine Freude mit anzuschauen; zwei feindliche Reiter hieb er vom Pferde, daß sie förmlich herunter-kollerten: der älteste Dragoner kann es nicht geschickter machen.“

„Das freut mich zu hören. Wir haben ihm also wohl Unrecht gethan, Herr Camerad.“

„Nun, was das betrifft — ein Muttersöhnchen bleibt er doch, aber Courage hat er im Leibe, wie ein echter Cavalier, und er wird dem Regimente Savoyen-Dragoner schon inskünftig Ehre machen.“

Karl Fidelis hätte gern auch noch Max Riedau aufgesucht, aber dessen Compagnie war mit auf Pikket gezogen und es war daher für heute nicht möglich. Die Vorposten waren über Carpi hinaus in der Richtung, wohin der Feind seinen Rückzug genommen hatte, ausgestellt worden. Dort finden wir Max. Er hat die Führung der Compagnie übernommen, weil sein Hauptmann in der Schlacht schwer verwundet worden ist. Das war schon bald nach dem ersten Vorrücken auf Castagnaro geschehen, so daß Max die Compagnie fast während der ganzen Schlacht geführt hatte, und wegen der Umsicht und Entschlossenheit, welche er dabei bekundet, vom Obersten des Regiments mehrmals laut belobt worden war. Der Prinz Eugen selbst, welcher Augenzeuge einer solchen kräftigen Benutzung des Moments gewesen war, hatte sich anerkennend über ihn geäußert. Es war daher wohl natürlich, daß Max Riedau in freudig gehobener Stimmung draußen an der Straße, wo er seine Compagnie wohlverdeckt hinter der Mauer einer Casina aufgestellt

hatte, die kurze Sommernacht zubrachte. Der Mond stand zwar nur als eine scharfe, schmale Sichel am tiefschwarzen, italienischen Himmel, aber die Sterne leuchteten darum in der hellsten Pracht und ließen die Umrisse jedes Gegenstandes, die weißen Mauern des Gartens, die spitzen, dunkeln Cypressen, die fern haltende Vedette auf ihrer Höhe klar hervortreten. Die Dragoner waren abgesessen und lagen zum Theil bei ihren Pferden; es war allmälig still unter ihnen geworden, so daß man das einförmige Plätschen des Springbrunnens im Hofe der Casina hören konnte.

Da rief plötzlich der Schnarrposten, der zu Fuß mit der Schußwaffe im Arm dreißig Schritt von der Feldwache aufgestellt war, sein lautes: „Halt! Wer da?" und man sah einen Reiter kommen, der sich als kaiserlicher Offizier zu erkennen gab. „Ist das Hauptmann Wildenfels' Compagnie?" fragte er dann gleich, und als es bejaht wurde: „Lieutenant Riedau ist erschossen?"

Da meldete sich Max Riedau gleich selbst mit heiterm Lachen, daß er noch frisch und gesund sei, und erkannte in dem Ankommenden den Grafen Colonna. Dieser sprag, ohne vorerst ein Wort zu erwiedern, vom Pferde.

„Wo kommst Du her?" fragte Max freundlich, indem er einem Dragoner winkte, dem Grafen das Pferd

abzunehmen. „Wer hat Dir gesagt, daß ich erschossen sei? Mein Hauptmann ist schwer verwundet.“

„Es hieß so drüben —“ antwortete jetzt Colonna. „Du solltest gefallen sein — ich mußte sehen, ob es wahr wäre.“

Max dankte ihm herzlich — hätte er doch den Beweggrund in Pio's Seele zu erkennen vermocht! Er bot ihm etwas Brod und Wein, das aber Colonna ausschlug. Beide setzten sich, von der Mannschaft entfernt, an die Mauer.

„Ich darf nicht lange bleiben, da ich ohne Urlaub fortgeritten bin,“ sagte Colonna nach einer Weile des Verstummens. „Das war heut' ein heißer Tag, und es konnte Dir und mir eine Kugel gegossen sein. — Trifft sie mich heut' oder morgen — so nehme ich gegen Dich eine Schuld mit in's Grab —“

„O sprich doch nicht mehr davon! Du hast keine Schuld und wir wollten ja die Sache auf ewig ruhen lassen!“

„Davon red' ich nicht!“ sagte Colonna mit einem unverkennbaren Hohne, der seine Worte wie ein halbes Gelächter klingen ließ. — „Wärst Du gefallen, wär' Alles vorbei gewesen — nun ich aber fallen kann, und dann meine Pflicht gegen einen Cameraden und Bruder nicht gethan hätte, da ich ihn doch abhalten mußte, in Schande

zu gerathen — — so muß ich heut' reden, wie schwer mir's auch wird."

„Was sprichst Du da?" rief Max, der an den klaren Sinnen Colonna's zu zweifeln begann.

„Du hast einen Bund geschlossen — im guten Vertrauen! Ich bin es Dir schuldig — weil ich an Dir eines Ruffo Bubenstück gut zu machen habe — Dir die Augen zu öffnen; morgen ist es für mich vielleicht zu spät, darum ließ es mir heut' keine Ruh', ich muß Dir Alles sagen. Werde nicht ungeduldig, laß mich reden — oder vielmehr laß die Beweise für mich sprechen. Hier — dies Billet, lies es morgen früh, sobald es hell wird: es ist von ihr an mich — hier, nimm diesen Schlüssel, er ist zur geheimen Thüre im Palazzo des Gräfin Francesca; sie — nicht die Gräfin meine ich! — hat ihn mir gesandt für jenen verhängnißvollen Tag —"

Max sprang heftig auf; er zerriß das Billet, das ihm der Graf aufgenöthigt hatte, in kleine Stücke und zerstreute es weit umher, den Schlüssel warf er über die Mauer.

„Was thust Du?" rief Colonna, der sich ebenfalls erhob. „Wenn ich Dir mit meiner Ehre betheuere, daß es Wahrheit ist, was ich Dir gesagt habe —"

„Mein Vertrauen ist unwandelbar, wie Gottes Sterne über uns!" entgegnete Max mit hellem, zuver-

sichtlichem Tone, wenn auch in großer Aufregung. „Glaubst Du selbst an das, was Du mir gesagt — so bist Du betrogen, denn nie, niemals ist Cajetana dessen fähig gewesen! Das weiß ich, und wenn Du mir noch viel Schlimmeres sagen wolltest, Du kannst meinen Glauben nimmer erschüttern!"

„Zweifelst Du an meinem Wort, das ich Dir mit meiner Ehre verbürge?" rief Colonna heftig.

Da fielen zwei Schüsse draußen bei den Vedetten und unterbrachen das Gespräch, als es zum gefährlichsten Bruch führen wollte. Die Dragoner sprangen rasselnd vom Boden auf und machten sich fertig zum Aufsitzen; Riedau warf dem Römer nur noch ein flüchtiges: „Morgen mehr, wenn Du willst!" hin und eilte dann zu seiner Compagnie, um einen Trupp vorzusenden, der die Ursache des Schießens ermitteln sollte. Colonna aber ließ sich sein Pferd geben und ritt ohne Abschied hinweg. Er war hieher gekommen im festen Glauben, daß sein Nebenbuhler nicht mehr lebe; er hatte sich unter dem Eindrucke der Enttäuschung zu dem längst bedachten Schritte hinreißen lassen, Cajetana, wie er ihr einst gedroht, zu verderben, indem er ihre Ehre in Riedau's Augen befleckte — und hatte nur erlebt, wie die wahre Liebe in ihrem Glauben und Vertrauen nimmer zu erschüttern ist. Glaubte er denn selbst nicht auch an Cajetana's makel-

lose Reinheit? Hatte er noch einen Zweifel, daß er von der Vermittlerin, die ihm Brief und Schlüssel gesandt, schmachvoll getäuscht worden sei? Und wenn er die Wahrheit seiner Worte mit seiner Ehre verbürgt hatte, welche elende Doppelsinnigkeit mußte das rechtfertigen? Pio Colonna jagte, mit sich selbst zerfallen, durch die Nacht und hätte in dieser schwarzen Stunde wohl gewünscht, daß Ruffo's Dolch einst sicherer geführt worden wäre! —

Wie anders der Zustand in Riedau's Gemüth, nachdem er der kurzen Spannung wegen eines erwarteten feindlichen Angriffes durch die Meldung, daß nur eine kleine Patrouille sich habe sehen lassen, überhoben war! Wie bald legte sich die Aufregung seines Innern und eine heilige Ruhe über die niedrige Anschuldigung der Geliebten kehrte ihm zurück! Es war, als walle sein Herz ihr darum nur noch inniger entgegen, und er fühlte nur Mitleid mit Colonna, keinen Haß und keinen Drang nach Vergeltung.

Achtes Capitel.

Der Frieden des Herzens.

Der Morgen kam und die Feldwachen wurden eingezogen, denn das Heer sollte nach dem Siege nicht, wie es sonst wohl bei minder energischer Kriegführung geschah, auf seinen Lorbeeren ruhen, sondern den Vortheil kräftig verfolgen. Riedau kehrte mit seiner Compagnie zum Regiment zurück, aber den Grafen Colonna sah er nicht wieder, dieser war bereits abmarschirt. Dagegen wurde ihm ein Glück zu Theil, das seine kühnsten Hoffnungen überflügelte. Als die Truppen aufmarschirt standen, um ihre Bewegung anzutreten, ritt der Oberfeldherr an der Front herunter und gab jedem Regimente, das sich ausgezeichnet hatte, seine Zufriedenheit zu erkennen. Vor seinem eigenen Regimente hielt er still, sein leuchtendes Auge blickte suchend über die Reihen, und als es Riedau gefunden hatte, rief er ihn zu sich. Mit klopfendem Herzen ritt Max vom Flügel der Compagnie, die er führte, aus dem Gliede und sprengte zum Prinzen, der ihm freundlich entgegensah. „Ihr habt Eure mir schon bekannte Valeur und Umsicht gestern von Neuem bewährt,“ sagte er. „Hauptmann Wildenfels ist heut'

Morgen gestorben, Ihr werdet die Compagnie behalten und seid zum Hauptmann ernannt. Machet mir und dem Regiment fernerhin Ehre!“

Ohne den Dank des Ueberraschten abzuwarten, ritt der Prinz, seine Dragoner grüßend, weiter; der Commandant des Regiments wünschte Riedau, der sich meldete, herzlich Glück und wiederholte Vieles von dem, was er ihm schon gestern für sein Verhalten in der Schlacht gesagt hatte. Max aber, als er zu seiner Compagnie zurücksprengte und die Blicke der Cameraden von den andern Compagnien, wie die seiner Mannschaft so freundlich an ihm hingen, fühlte sich glücklich, wie einst, als er in Stauffenried den höchsten Wunsch seines Lebens erreicht hatte — er mußte jetzt vor Allem an Cajetana denken und hätte ihr gern Alles selbst gesagt, was er ihr heute noch, wenn Zeit war, schreiben wollte. Diese Zeit fand sich aber im Lager noch nicht, denn die Sorge für die Compagnie, bei welcher ein neuer Befehlshaber immer viel zu ordnen findet, nahm ihn den ganzen Nachmittag in Anspruch, und Abends erhielt er einen lieben Besuch, den des Grafen Karl Fidelis.

Der Graf war in einer freudigen Stimmung, als sei ihm selbst ein Glück widerfahren, auf das er im Leben nicht mehr rechnete. Er wünschte Max Glück und äußerte scherzend, nun sei er als Vormund auch aller Sorgen für

die äußere Wohlfahrt seines Mündels überhoben, da sie nun als Gemahlin eines kaiserlichen Dragoner-Hauptmanns eine große und glänzende Rolle spielen werde, wenn auch nicht unter den Entbehrungen des Kriegslebens, doch später in der Kreisstadt eines Kronlandes, wo sie auf zwanzig Meilen in der Runde gebieten werde. „Nur nicht in Böhmen!“ setzte er hinzu. „Dort schmachtet Graf Cronberg, der Oheim, noch immer nach ihr, und ein Brief, den ich heut' vom Grafen Trautson erhielt, sagt mir, daß ihn Wratislaw beneidet, weil er aus Gram täglich magerer wird, was bei dem armen Wratislaw in so jungen Jahren leider grade umgekehrt der Fall ist!“

Riedau, in seiner glücklichen Aufregung, ging auf diesen Ton ein, bis Königsegg ernster wurde und mit ihm, zu Maxen's unaussprechlicher Freude, seine Verheirathung besprach, welche nach des Prinzen Erlaubniß während der nächsten Winterquartiere stattfinden konnte. Er ging dabei auf alle Einzelnheiten der nöthigen Anstalten ein, als sei er selbst der Brautvater, der die Hochzeit auszurichten habe, sogar von dem Tage sprach er, an welchem diese vielleicht stattfinden könne; er hatte ihn schon vor Weihnachten im Sinne, da seine Mutter noch immer beabsichtigte, Stauffenried zu verkaufen, obgleich sich der erste Handel, zur großen Freude der Frau von

Birkenfeld, zerschlagen hatte. „Ehe Sie kommen, Max,“ sagte er dann, „wird Cajetana einen gar lieben Besuch haben, wie mir Trautson schreibt. Rathen Sie, aber werden Sie nicht eifersüchtig, es ist ein weiblicher Besuch, und wenn von einem lieben die Rede ist —“

„Ihre Frau Mutter?“ rief Max rasch.

Königsegg sah ihn etwas befremdet an. Die Liebe Cajetana's zu seiner Stiefmutter war wohl sehr erschüttert worden, wenn Cajetana's dankbares Gemüth ihr auch immer noch treue Gefühle bewahrte.

„Nein, Max,“ erwiederte er. „Steigen Sie in etwas niedere Regionen.“

„Die Kathi!“ rief Riedau erfreut. „Aber wie kommt die dorthin?“

„Sie ist mit ihrer Herrschaft“ — den Namen sprach Karl Fidelis nicht aus — „in Steiermark gewesen, und dort, wie mein Freund mir nur andeutet, muß sich etwas ermittelt haben, was in Beziehung steht zu Cajetana's Familienverhältnissen. Trautson hat das Gut geerbt, das einst dem Rittmeister von Cronberg, Cajetana's Vater, gehört hat, und dort ist durch den Geistlichen, der noch lebt, Einiges bekannt geworden, das ihn betrifft.“

„Wär' es möglich?“ entgegnete Riedau in höchster Spannung. „Erzählen Sie.“

„Mir ist nichts Näheres darüber mitgetheilt wor-

den," antwortete Königsegg. „Wahrscheinlich ist auch meinem Freunde nichts weiter bekannt, da er nicht selbst dort gewesen ist. In Folge dessen hat aber Kathi die Erlaubniß erhalten, ihr Fräulein, dessen Aufenthalt meine Mutter dem Grafen Trautson nicht verschwiegen hat, von Markstein aus — so heißt das Gut — zu besuchen, um ihr die gemachten, für sie gewiß wichtigen Entdeckungen mitzutheilen, und der Pfarrer, wie mir geschrieben wird, will sie begleiten. Wahrscheinlich sind sie in diesem Augenblicke in Stauffenried bei ihr."

In Riedau's lebhaft erregtem Gesicht war der Wunsch zu lesen, gleichfalls dort zu sein, und Karl Fidelis reichte ihm lächelnd die Hand. — „Wenn ich nur wüßte, was diese Nachrichten enthalten!" rief Max. „Mich geht es doch auch an, und nicht blos, weil Tani meine Braut ist!"

„Ich weiß es, Max," sagte Königsegg, „und nehme den größten Antheil daran. Aber es hilft doch hier nichts als Geduld. Der nächste Brief wird es ja melden. Wir werden überdem in den nächsten Tagen und vielleicht Monaten vollauf zu thun haben, daß wir nicht blos an uns selbst denken können, denn der Prinz will den Feind nicht entschlüpfen lassen, sondern ihn ferner schlagen, wo er ihn findet."

So spielte Karl Fidelis das Gespräch auf die

Kriegsbegebenheiten hinüber, für welche Riedau das feurigste Interesse fühlte, und Beide unterhielten sich noch lange, bis der Graf Abschied nahm, um aus dem Lager wieder zu dem Flecken zu reiten, wo sein General Stahremberg heute Quartier genommen hatte. Eine seltsame Stimmung schien Karl Fidelis auf einmal zu überkommen — er blickte Riedau mit fast verklärten Augen an und hielt seine Hand lange stumm in der seinigen, während in seinem edlen Antlitz ein trauriges Lächeln aufging. — „Leb' wohl, Max!" sagte er endlich, und nannte den jungen Freund Du. „Grüße Deine Braut von ihrem Vormunde, sie soll meiner freundlich gedenken. Seid glücklich — und nun Gott behüt' Dich immerdar!" Gerührt dankte ihm Riedau und Beide trennten sich.

Im Sternenschein ritt Karl Fidelis, von seinem Diener gefolgt, langsam vom Lager hinweg, dessen Wachtfeuer noch lange seinen Pfad beleuchteten. Als sie endlich hinter ihm blieben, kehrten seine Gedanken aus dem Reiche wunderbarer Ahnung, in welches sie sich verloren hatten, wieder in die Wirklichkeit zurück, und er faßte nun Riedau's Zukunft, die sich so glücklich gestaltete, schärfer in das Auge.

„Wohl bedürfen sie meiner jetzt nicht mehr," sprach er für sich, „aber es ist mir dennoch lieb, daß ich für sie gesorgt habe. Gott wolle es verhüten — aber kann nicht

auch Max einst vor dem Feinde den Tod der Ehre finden, und Cajetana bliebe verlassen, in Noth und Gram noch von Sorgen bedrängt, zurück? Besser doch, daß ich mein Testament gemacht habe!" Da gab er seinem Pferde die Sporen und eilte rascher seinem Ziele zu.

In den nächsten Tagen, wie er ganz richtig vorausgesagt hatte, gab es vollauf zu thun, und kleine Gefechte mit der Nachhut der Franzosen fielen fast täglich vor. Besonders hartnäckig wurden einmal einige Casinen vertheidigt, welche an einem tief eingeschnittenen Bache nicht weit von einander lagen und so dem Vorrücken der Kaiserlichen ein nicht unbedeutendes Hinderniß entgegensetzten. Es mußte zu einem ernstlichen Angriffe geschritten werden. Dieser wurde damals anders bewirkt, als jetzt. Abgesessene Dragoner waren dazu bestimmt, weil die Infanterie, welche nur in langen, zusammenhängenden Linien kämpfte, ihre Ordnung nicht gern brach, wie es doch beim Gefecht um Gehöfte und Dörfer geschehen muß; sie rückte zur Unterstützung der Dragoner nach, während diese ein Schützengefecht eröffneten und einzudringen versuchten, dann umging sie die Gebäude, um den herausgeworfenen Feind weiter zurückzudrängen. Dagegen begleiteten einige Trupps von Grenadieren die Dragoner, um Handgranaten in die besetzten Oertlichkeiten zu werfen. Die Grenadiere, sonst acht bei jeder

Compagnie, waren in diesem Feldzuge zum Erstenmale im kaiserlichen Heere regimenterweise in besondere Compagnien zusammengezogen worden. Auf die beschriebene Weise wurden auch die Casinen angegriffen, welche Tessé's Nachhut festhielt, und der Hauptmann von Riedau führte seine abgesessenen Dragoner, deren Pferde außer Feuerbereich unter guter Bedeckung zurückblieben, freudigen Muthes vor. „Haltet Euch nicht lange mit Schießen auf!" rief er seinen Leuten zu. „Geh't ihnen bald zu Leibe, das vertragen sie nicht."

Die ersten Schüsse krachten schon; die braven Grenadiere, alle Gefahr verachtend, näherten sich den Mauern, bis sie mit starkem Arme ihre flammenden Wurfgeschosse hinüber werfen konnten. Tapfer hielten die Franzosen Stand, auch der erste Anlauf zum Sturme, den Riedau bald befahl, wurde abgeschlagen. Das Feuer nahm an Dichtigkeit zu. — „Wo ist der Hauptmann?" rief auf einmal eine klare Stimme, und man bemerkte einen Reiter, der zwischen die Dragoner sprengte. Riedau erkannte den Grafen Königsegg und eilte zu ihm.

„Bist Du es, Max?" rief Karl Fidelis. „Der Feldzeugmeister läßt sagen, er werde gleich noch eine zweite Compagnie senden — und hat sich sehr gefreut über Deinen tapfern Angriff."

„Ich bedarf keiner Verstärkung, Herr Graf," er-

wiederte Max. „Nicht wahr, Burschen, wir nehmen die Nester allein?“ Jauchzend stimmten ihm seine Dragoner bei und folgten ihm sogleich zum zweiten Sturme, der mit einem mörderischen Kugelregen hinter der sichern Mauer empfangen wurde.

Graf Königsegg folgte — er sah die Mauern von den Kaiserlichen erstiegen, das Gehöft genommen. Freudig wollte er eben sein Pferd wenden, um dem Feldzeugmeister die Kunde zu bringen, als er plötzlich im Sattel schwankte, die Zügel fallen ließ und seitwärts vom Roß zur Erde sank. Eine feindliche Kugel hatte ihn tödtlich getroffen — das Pferd brauste in vollem Laufe davon. Von dem geschlossenen Trupp der Dragoner, welcher den Stürmenden folgte, eilten Mehrere dem Gefallenen zum Beistande herzu, ein Korporal lief den Hauptmann zu benachrichtigen, der auch gleich zurück kam, da die Feinde in voller Flucht waren, und die Verfolgung ihm nicht oblag, vielmehr nur die Besetzung der eroberten Casina. Aber dem Grafen Karl Fidelis kam alle Hülfe zu spät. Max fand ihn noch am Leben, die Dragoner hatten ihn sanft auf eine Rasenstelle gelegt, und ein alter, erfahrener Reiter war beschäftigt, ihm das Blut zu stillen, doch sagte der Blick, den der Alte seinem herzustürzenden Hauptmann entgegen schickte, daß keine Hoffnung mehr sei. Sprechen konnte der Sterbende nicht mehr, aber sein

Auge richtete sich mit liebevollem Ausdruck auf Max, den er noch erkannte, als dieser sich mit tiefem Schmerz über ihn beugte — dann überzog die Blässe des Todes das edle Antlitz, und es verklärte sich, wie es in dem feierlichen Augenblicke des Abscheidens vom Zeitlichen oft geschieht, mit einer fast überirdischen Schönheit. Max betete über ihm, auf seine Kniee gesunken, und alle umstehenden Dragoner thaten desgleichen, während vorn und bei der benachbarten, noch nicht eroberten Casine das Krachen der Schüsse fortdauerte, gleichsam zur Ehrensalve des Gefallenen.

Mit Thränen im Blick erhob sich Max. — „Besser so, als im Bett, Herr Hauptmann!“ sagte der alte Reiter, der neben ihm stand. Riedau reichte ihm stumm die Hand und begab sich wieder zu den vordern Reihen, nachdem er für die irdische Hülle seines Wohlthäters die nächsten Anordnungen getroffen und eine Meldung an den Feldzeugmeister Grafen Stahremberg abgefertigt hatte. Er besaß nun einen wahren Freund weniger auf der Welt. Hätte er geahnt, wie Karl Fidelis die Ruhe gefunden hatte, die sein Herz, trotz des redlichsten Kampfes mit sich selbst hienieden nimmer gewinnen konnte, er würde das Loos des Gefallenen minder beklagt haben. —

Hinweg aus dem rauhen Kriegsleben mit seinen blutgetränkten Schlachtfeldern zu einer Stätte der Her=

zensruhe und süßen Friedens! In Stauffenried, wo Cajetana still unter der Obhut der Frau von Birkenfeld lebte, finden wir eine solche Freistatt. Wohl dachte die Braut oft mit klopfendem Herzen an die Gefahren, von welcher ihr Geliebter umringt war, aber wir kennen ja längst ihren frischen Muth, wo es das Soldatenleben galt, und es waren nur Momente, in denen ihr bange wurde, dann kehrte die Ruhe, welche das Bewußtsein des Glücks im festen Gottvertrauen gibt, wieder in ihre Seele zurück. Noch wußte sie nichts von dem unerwarteten Vorzuge, welcher Max betroffen hatte, noch war auch der liebe Besuch, von welchem Graf Königsegg ihrem Bräutigam erzählt, nicht angelangt, weil in den Reiseplänen der Gräfin Trautson eine Veränderung eingetreten und Kathi's Beurlaubung, welche ohnehin wegen der kleinen Elisabeth ihre Schwierigkeiten hatte, dadurch verzögert worden war. Cajetana hatte keine Ahnung, welche Freude ihr bevorstand, und traute daher ihren Augen kaum, als an einem sonnenhellen Sommerabend ein kleines Wäglein in den Hof zu Stauffenried einfuhr und sie auf demselben, trotz der steyrischen Tracht, die sie nie an ihr gesehen hatte, ihre Kathi erkannte. Ohne Rücksicht auf ihren Stand zu nehmen, eilte sie ihr entgegen und schloß sie mit einem freudigen: „Grüß Dich Gott!“ in ihre Arme. Als sie aber den ehrwürdigen Begleiter Kathi's,

den geistlichen Herrn im Silberhaar, wahrnahm, wurde sie doch beschämt und gewann wieder die Haltung, um ihn schicklich zu begrüßen.

„Ist das Fräulein Tani?“ sagte der Greis mit freundlichen Blicken, indem er Cajetana prüfend und liebreich betrachtete. „So ganz herangewachsen — der Frau Mutter so ähnlich! Sie kennen mich wohl gar nicht mehr?“

Vor Cajetana's Augen trat plötzlich, wie von umflorenden Wolken befreit, das lichthelle Bild ihrer Kindheit. — „Hochwürdiger Herr, wie sollt' ich Sie nicht kennen, meinen theuern Lehrer?“ rief sie und küßte seine Hand, ehe er es hindern konnte. „Tausendmal willkommen! Wie glücklich bin ich heut'!“ Ihr Blick suchte Kathi's Augen, die ihr unter Freudenthränen leuchtend begegneten, und sie führte Beide in das Haus, wo sie Frau von Birkenfeld rief, um ihr zu sagen, welches Glück ihr geworden war. Kathi's Name und Verhältnisse waren der alten Dame aus Cajetana's Erzählungen längst bekannt, und den geistlichen Herrn empfing sie mit all' der Achtung, die sein Stand und sein ehrwürdiges Aeußere verlangten. Sie fühlte aber zugleich, daß Cajetana sich mit Beiden viel zu sagen haben mochte, wobei ihre Gegenwart nur störend sein mußte, und ließ sie bald allein.

Da konnte es nun Kathi, nachdem sie ihr Fräulein

als Braut beglückwünscht, kaum erwarten, bis der Pfarrer das wichtige Geheimniß, das sie hergeführt hatte, offenbarte, und sie sah ihn, der noch zu Cajetana von Erinnerungen ihrer Kindheit sprach, so bittend und auffordernd an, daß er nicht länger zögern konnte. — „Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen," begann er. „Es betrifft Ihren seligen Herrn Vater und auch den Vater dieses Mädchens, den Martin, den Sie ja später wieder gesehen haben. Kann ich dabei nicht umhin, Ihrem kindlichen Gefühl weh zu thun, so bringe ich dafür auch Balsam und Trost."

„Hochwürdiger Herr, was Sie mir sagen," erwiederte Cajetana von diesem Eingange ahnungsvoll bewegt, „das kann mir immer nur troſtreich sein."

„So hören Sie mich an. Ich spreche von längst vergangenen Tagen. Der Herr Vater, den ich ja in Markstein, als er noch mein Gutsherr war, so genau, wie nur irgend wen, kennen gelernt habe, war ein offener, Allen vertrauender Mann, dessen Herzensgüte nur zu oft gemißbraucht wurde. Er hatte schon damals ehrenvoll gedient, und es traf sich, daß in der Nachbarschaft von Markstein, besonders in Steyregg, sich mehrere von seinen alten Gefährten zusammenfanden, weil das Regiment dort reducirt worden war; außerdem machte der Herr Vater gar bald viel Bekanntschaften sonst in der

Gegend und war bei allen Festlichkeiten und Zusammenkünften. Dort — ich muß es sagen — ging es etwas wild zu, es wurde besonders stark gespielt, um hohe Summen, oft um die ganze Habe von Einzelnen." — Er hielt einen Moment inne, als er Cajetana erbleichen und zittern sah: sie dachte an ihr nie zu vergessendes Gespräch mit Anna Riedau, an den räthselhaften Brief, den sie in Nachlaß ihres Vaters gefunden hatte. — „Hören Sie mich starken Muthes an!" sprach der Pfarrer mit sanfter Ermunterung. „Ich will kurz sein, um bald zu der seltsamen und glücklichen Lösung zu kommen. Der Herr Vater verlor fast täglich, wie er mir selbst gesagt, und auf meine bescheidenen Vorstellungen erwiederte er immer nur, daß er versprochen habe, bei der Gesellschaft zu bleiben, sein Wort müsse er halten. So verlor er viel und mußte zuletzt Summen schuldig bleiben. Längst schon hatte es auch sein treuer Diener Martin gewagt, sich ein freies Wort gegen ihn herauszunehmen, worüber der Herr Vater sich oft erzürnt hatte. Nun kam aber eine große Versuchung über den Herrn. Ihm war eine Summe von einem Freunde, dessen Vermögen es war, anvertraut — und damit ließ sich eine Schuld, welche bezahlt werden mußte, decken, zugleich bot sie Aussicht, bei besserm Glück Alles wieder zu gewinnen — binnen drei Tagen kam ja von den Erträgen Markstein's so viel ein, daß jene an-

vertraute Summe, wenn sie auch für diese kurze Frist angegriffen wurde, ersetzt werden konnte, dafern nicht ein gänzlicher Fehlschlag aller Hoffnungen eintrat. Der Herr Vater verrieth seine Gedanken dem Diener, dieser bat ihn fußfällig, davon abzustehen, und als der Herr nun zornig wurde, da faßte Martin einen ebenso staunenswerthen, als verzweifelten Entschluß. Er stahl über Nacht die eichene Geldkiste, in welcher das anvertraute Gut lag, trug sie hinaus und versenkte sie in das tiefe Becken einer Quelle. Dort hat sie geruht bis auf diese Tage, wo sie von dem Mädchen dort, nach Anweisung ihres sterbenden Vaters wieder gefunden worden ist. Der Martin wollte dadurch seinen Herrn nöthigen, von seinem eigenen Einkommen das anvertraute Gut zu ersetzen, und so dem Alles verschlingenden Spiel jenes zu entziehen, wie zweifelsohne auch geschehen ist. Sich selbst band er durch einen schweren Eid die Zunge, gegen keinen Menschen, weder seinen Herrn, noch irgend wen, ein Wort von seiner That zu sagen, bis Sie, Fräulein Cajetana, mündig sein würden, denn Ihnen wollte er das Geld erhalten. Damit aber für den Fall seines eigenen Todes oder weitern Verschlagenwerdens das Geheimniß nicht verloren ginge, schrieb er Alles ausführlich nieder — er war ein Schulmeisterssohn und des Schreibens mächtig — und brachte mir die Schrift wohlversiegelt als sein Testament, das

erst in dem Jahre, welches darauf vermerkt war, eröffnet werden sollte, wenn er mir nicht früher Botschaft senden würde. Ich ermahnte ihn, zu beichten, da ich sah, daß er viel auf der Seele hatte, aber er verschmähte das und ging, da ihn sein Herr nun entlassen hatte, mit seinem Kinde, der Kathi dort, in die Fremde."

„Hochwürdiger Herr!" brach jetzt Cajetana aus, welche mit steigender Bewegung, erschüttert bis auf den Grund ihres Herzens, zugehört hatte. „Sie bringen mir eine Wohlthat vom allbarmherzigen Gott! So kann ich meines Vaters Gedächtniß reinigen und rechtfertigen! Das anvertraute Gut hat sich gefunden — ich kann es wieder geben! Denn" — fuhr sie bebend, unter Thränen fort — „mein Vater hat es nicht vermocht, sogleich seine Schuld an den Freund abzutragen, und dieser ist bald gestorben und seine Tochter fordert ihr Recht! O haben Sie Dank, daß Sie mich so glücklich machen!"

Der Pfarrer suchte sie zu beruhigen und besprach selbst noch Alles, was er nicht erklärt hatte, mit Ruhe, um die gewaltige Aufregung ihrer Seele — Schmerz und Freude zugleich! — zu stillen. Kathi mußte dann auch erzählen, wie sie zu dem Auftrage gelangt war, den sie immer als einen Fieberstraum ihres Vaters angesehen hatte, wie sie dann aber doch in Markstein, als sie mit ihrer jetzigen Herrschaft dorthin gekommen, demselben gehorcht,

und im Becken der Quelle, die er so genau bezeichnet, auf dem Steingrunde, viel überwachsen und verschüttet, die Kiste entdeckt, die ihr zu schwer gewesen, zu heben, so daß sie, ihrer Anweisung gemäß, zum hochwürdigen Herrn gegangen, der ihr dann helfen lassen.

„Der Fund,“ nahm der Pfarrer wieder das Wort, „ist zu Handen meines gnädigen Herrn, des Herrn Obristkämmerers, gegeben worden, der ihn in Verwahrung genommen hat, bis er Ihnen zugestellt werden kann, was ich zu unternehmen auf der unsichern Reise nicht wagte.“ — Cajetana machte eine entschieden abwehrende Bewegung, sie wußte ja, wem der gefundene Hort gehörte! — „Ich aber,“ fuhr der Pfarrer fort, „war nun ermächtigt, Martin's Testament zu eröffnen, das für den Fall meines Ablebens meinem Nachfolger im Amte übergeben worden wäre, und so bin ich denn zu der Kenntniß gelangt, die ich Ihnen mitgetheilt habe. Mit Freuden nahm ich die Gelegenheit wahr, auf den leise angedeuteten Wunsch meines Herrn Grafen, der mittlerweile auch in Markstein eingetroffen war, die Kathi hieher zu begleiten, um meine liebe Tani — Sie verzeihen mir! — die ich ja getauft und zuerst unterrichtet habe, wieder zu sehen und ihr selbst Alles zu sagen.“

Cajetana dankte ihm wiederholt mit einiger Rührung; als aber nun einige Befriedigung eingekehrt war,

sah sie wohl, daß dem Greise auf die heutige Tagfahrt Ruhe nöthig sei, und sie führte ihn selbst in das für ihn bereitete Zimmer, wo sie noch für alle Bequemlichkeit und Erfrischung sorgte, ehe sie ihn verließ. Dann kehrte sie zu Kathi zurück, und die beiden Mädchen hatten nun ihre vollen Herzensergießungen, als seien sie noch die alten Gespielinnen und nicht durch Geburt und Verhältnisse so weit von einander getrennt. Der Wunsch Kathi's, in den Dienst ihres Fräuleins zu treten, hätte jetzt vielleicht, wenn diese sich vermählte und doch einer Dienerin bedurfte, in Erfüllung gehen können, aber die Verhältnisse hatten sich geändert: Kathi war durch die Pflicht der Dankbarkeit an die Gräfin Trautson gefesselt, welche ihr die Pflege ihres Töchterchens übertragen hatte. Es war schon sehr schwer gewesen, das Kind, das Kathi wunderbar lieb gewonnen hatte, nur auf diese kurze Zeit von ihr zu trennen, und Kathi, welcher die gütige Gräfin keine bestimmte Frist der Rückkehr gesetzt, hatte ihr versprochen, nur zwei Tage bei ihrem Fräulein zu verweilen, da sie wußte, daß die Herrschaft sehr bald nach Wien zurückkehren wolle. Cajetana konnte dagegen nichts einwenden und sagte ihr nur, daß sie ihr viele Aufträge nach Wien geben werde. Vor Allem wollte sie an den Grafen Trautson schreiben und ihn bitten, die gefundene Eichenkiste, mochte sie enthalten, was nur möglich, mit einem Briefe von ihr bei

der Ankunft in Wien dem Fräulein von Riedau zuzustellen; dann auch hatte sie der Gräfin Königsegg Mittheilungen zu machen, und endlich dachte sie auch an die Sanct-Annengasse und hatte die letztern Kränkungen vergessen, welche sie dort erlebt hatte; nur der frühern Liebe eingedenk, wollte sie ihr Herzensglück, von dem wohl die Riedl'sche Familie noch nichts wußte, ihr mittheilen lassen — dabei mußte es hoffentlich gelingen, Kathi's Frieden mit der Mutter zu machen. Und als Kathi bei Nennung des Namens lebhaft erröthete, lächelte Cajetana schalkhaft und schonte die Gespielin nicht.

Zur Abendtafel, welche Frau von Birkenfeld in ländlicher Weise reich beschickt hatte, fand sich dann Alles zusammen und Kathi mußte daran Theil nehmen. Die steyrische Dorftracht gab zwar dem Gesinde in Stauffenried Einiges über diese Ehre zu reden, indessen war es ja nichts Ungewöhnliches auf dem Lande, daß die Herrschaft wenigstens mit den Obern ihres Hausstandes speiste, und da man schon etwas von dem frühern Verhältniß des fremden Mädchens zu dem Fräulein gehört hatte, so beruhigte man sich — auch darüber, daß Befehl gegeben wurde, der Fremden ein Nachtlager im Zimmer des Fräuleins zu bereiten. Frau von Birkenfeld hatte dagegen zuerst einen kleinen Einspruch erhoben, war aber bald bewogen worden, ihre Zustimmung zu geben. Mehr

Mühe hatte es Cajetana gekostet, Kathi, welche sich der Anordnung als durchaus unschicklich widersetzte, zu bestimmen, über sich, wie das Fräulein wollte, verfügen zu lassen.

Wie rasch vergingen die zwei Tage, in denen so viel noch, das Cajetana auf dem Herzen hatte, zu fragen und zu besprechen war! Sie kam gar nicht recht zur Besinnung. Erst nachdem ihr ehrwürdiger Taufherr und Lehrer und die geliebte treue Kathi geschieden waren, fühlte sie mit vollem Bewußtsein, was ihr dieser Besuch gebracht hatte, und sie dankte Gott im wiederholten, tief andächtigen Gebet. Dann eilte sie, Max von Allem Kenntniß zu geben. Ehe jedoch dieser Brief abgehen konnte, traf aus Italien einer ein, welcher ihr meldete, was dort vorgefallen war — zum Glück und zur Trauer. Der Tod des Grafen Königsegg erfüllte Cajetana mit tiefer Betrübniß: sie rief sich Alles zurück, was sie ihm verdankte — es war ja ihr ganzes Lebensglück, seit er sie aus dem Kloster genommen hatte bis auf den heutigen Tag! Sein edles Bild trat in seiner Milde und Vertrauen erweckenden Männlichkeit immer wieder vor ihre Seele, und sie betrauerte ihn mit aufrichtigem Herzen, so daß sie Anfangs gar nicht zugänglich war für die freudigen Nachrichten, welche Max von seiner eigenen glücklichen Beförderung, die nun die ganze Zukunft des Paares sicherte, zu geben

hatte. Frau von Birkenfeld that redlich das Ihrige, sie von dem Betrübenden abzuziehen und dem Erfreulichen zuzuwenden: das Meiste aber wirkte dazu ihre eigene Frömmigkeit, welche Gottes Rathschluß zu ehren ihr bald den Trost gab.

Sie fügte nun ihrem Briefe noch eine längere Nachschrift hinzu, und als sie ihn abgesendet hatte, wurde ihr erst wieder ruhiger um das Herz. Freilich wußte sie, daß viel Zeit vergehen mußte, ehe ihre Sendung in des Geliebten Hände kam, und sie eine abermalige Nachricht von ihm erhalten konnte, aber sie hatte sich, da ihr Max den Lauf der Dinge im Kriege vorgestellt, bescheiden gelernt und lebte ihre Tage still im liebreichen Umgange mit Frau von Birkenfeld, so daß sie kaum bemerkte, wie die Sommerblumen allmälig verblühten und der Herbst seine bunte Flora, den letzten Blütenschmuck der Natur, brachte, bis er das Laub der Waldbäume, ehe er es ihnen entriß, mit jener wunderbaren Farbenpracht bekleidete, welche in den Bergen so unvergleichlich ist. Da wurde der liebenden Braut die Freude, daß endlich wieder eine Nachricht von Max kam. Sie war gleich nach dem siegreichen zweiten Treffen bei Chiari geschrieben, und enthielt des Interessanten viel; Cajetana hatte aber im ersten Moment nur Sinn für die eine Verkündigung, welche sie erbebend, mit lieblichem Erröthen las: daß der Prinz, neuerdings zu-

frieden mit Max, sehr gnädig mit ihm gesprochen und ihm bestimmt nach Beziehung der Winterquartiere Urlaub verheißen habe, um seine Braut als junge Frau heimzuführen. Eugen hatte über dies Wort noch gescherzt, daß des Soldaten Heimführung allerdings nicht die eines in Wohlleben und Bequemlichkeit hausenden Freiers sei, aber eine Heimath habe der Soldat doch auch im Kriege: sein Regiment! Das war ja ganz aus Cajetana's muthiger Seele gesprochen. —

Monate vergingen noch, ehe der Feldzug, glänzend wie er begonnen hatte, beendigt wurde. Eugen war unerschütterlich in seinem festen Lager gegen die Uebermacht der Franzosen geblieben; seine Reiterei hatte durch die kühnsten Streifzüge dem Feinde ihre Ueberlegenheit fühlbar gemacht, der Schrecken ging vor ihr her — im Thore von Caneto, wie ein bewährter Schriftsteller erzählt, spaltete ein Husar zwölf Franzosen die Köpfe! Die Stimmung des Landvolks — so berichtete der französische Marschall selbst seinem Könige — war ganz für die Kaiserlichen, es führte ihnen Lebensmittel im Ueberfluße zu, während die Franzosen an Allem Mangel litten. Endlich mußten diese ihre Stellung verlassen, und nun begann Eugen seine Operationen wieder mit derselben kühnen Schnelligkeit, welche den Feind schon in Verzweiflung gesetzt hatte. Es schien, als wolle er mitten im November

einen neuen Feldzug eröffnen und — damals unerhört! — den Winter hindurch fortführen. Das ganze Herzogthum Mantua, außer der Hauptstadt und Goito, wurde besetzt; vier Regimenter gingen über den Po nach Guastalla, um auch das Herzogthum Modena zu gewinnen. Hier aber wurde der Feldzug in der Mitte Dezembers beendigt und die Truppen bezogen sieggekrönt ihre Winterquartiere.

Größer als der Erfolg im Felde war die Wirkung des entschlossenen Vorgehens auf die europäischen Mächte. Wie es immerdar wieder der Fall ist, energisches Handeln reißt Bundesgenossen an sich. Der neue König von Preußen — Dänemark, Holland, England, Hannover schlossen sich dem Kaiser an, der auf sein gutes Recht vertrauend zuerst allein das Schwert wider das mächtige Frankreich gezogen hatte. Nun waren für eine glückliche Fortsetzung des Krieges die schönsten Aussichten, und Prinz Eugen, der das Heer auch im Winter nicht verließ, that Alles, um dasselbe für den neuen Feldzug in den besten Stand zu setzen.

Max Riedau aber, welchem, ohne daß er daran erinnerte, der verheißene Urlaub ertheilt wurde, eilte seinem Glücke entgegen. Er hatte die Compagnie seinem Lieutenant, auf den er sich unbedingt verlassen konnte, übergeben, und schloß sich, dazu aufgefordert, der Reise des

Generalfeldwachtmeisters Grafen Guttenstein an, welchen der Prinz nach Wien schickte, um seinen Vorstellungen über die Bedürfnisse des Heeres Nachdruck zu geben. In dem Gefolge dieses Generals reiste Max bis in das Alpenland, wo er sich noch vor Salzburg von ihm beurlaubte, um seitab links nach Stauffenried zu gelangen.

Cajetana hatte über die Zeit seiner Ankunft, die sich auch vorher nicht bestimmen ließ, keine Nachricht, sie wurde also, obgleich sie ihn erwartete, vollständig überrascht. Ein Wiedersehen, hinter welchem keine neue Trennung mehr drohte! Das Glück der Verlobten war ein reines, ungetrübtes — wenn auch die Erinnerung an den edlen Karl Fidelis, dem allein sie es ja verdankten, zuweilen eine sanfte Trauer in ihnen weckte. Max betrieb nun die Anstalten zu seiner Vermählung mit Eifer, denn er wollte sobald als möglich zu seiner Compagnie zurückkehren, für welche er ein so lebendiges Interesse hatte, daß Cajetana ihm zuweilen neckend vorwarf, er habe seine Dragoner und Pferde mehr lieb, als sie. Er antwortete ihr dann, daß er seine Befehlshaberschaft mit ihr theilen werde.

„Meint der Herr Hauptmann," entgegnete sie, „daß eine Frau nicht im Stande wäre, eine Schaar muthig in den Feind zu führen?"

„O nein!" erwiederte er. „Ich habe so eben ein

herrliches Beispiel davon erlebt. Da war die Fürstin von Mirandola, Brigitta Pico, in deren Hauptstadt vierhundert Mann vom Feinde als Besatzung lagen. Sie hatte zuerst von allen italienischen Fürsten den Muth, sich für das Haus Oesterreich zu erklären, bewaffnete Bürger und Bauern, und nahm die ganze Besatzung gefangen. Unser Regiment Guttenstein wurde dann herbeigerufen und sicherte die tapfere Frau vor der Rache der Franzosen."

„Das gefällt mir!" rief Cajetana, in die Hände schlagend. „Die muß ich kennen lernen!"

Max lachte und meinte, das werde nicht wohl angehen, da Savoyen-Dragoner ganz wo anders stehe.

Der Pfarrer von Markstein hatte bei seinem Abschiede geäußert, daß er gern aus Steyermark trotz der dreißig Meilen Entfernung herüber kommen würde, um Cajetana, die er getauft, auch bei ihrer Vermählung einzusegnen, aber die Verlobten wollten ihm das bei seinem Alter und der winterlichen Jahreszeit nicht zumuthen. Noch war der Winter zwar ungewöhnlich mild, indessen konnte man seiner Strenge bald entgegen sehen, und das war auch ein Grund, warum Max seine Hochzeit nicht verzögert wissen wollte, wie sehr auch Frau von Birkenfeld dafür sprach. Es war wichtig, den rauhen Alpenpaß noch vor dem Eintritt des vollen Winters zu überschreiten, um in die milderen Lüfte des Südens zu

gelangen. Max kaufte dazu in Salzburg einen bequemen Wagen, den er für Cajetana auch künftig brauchen konnte, wenn sie mit andern Offizierfrauen dem Heereszuge folgen durfte; er stattete ihn mit Allem aus, dessen seine künftige Gemahlin für ihr Feldleben bedurfte, und wir haben schon gesehen, daß es, verglichen mit der Einrichtung neuerer Zeit, auch der beschränktesten, herzlich wenig war. Man hatte eben sonst weniger Bedürfnisse. Frau von Birkenfeld gab dabei ihren guten Rath, der nur zuweilen, wenn er zu reichliche Dinge forderte, von Cajetana, die davon nichts wissen wollte, Einspruch fand.

Am Vorabende der Vermählung, als die Drei in stiller und feierlicher Stimmung zusammen saßen, lief noch ein Brief aus Wien ein: Max erkannte die Handschrift seiner Schwester und wurde roth.

„Laß mich erst allein lesen,“ bat er.

Es war der erste Brief von Anna, das erste Lebenszeichen, das sie gab, seit ihr der Bruder seine Verlobung gemeldet, seit Cajetana später mit den herzlichsten Worten an sie geschrieben hatte. Beide wußten nicht einmal, ob der Fund aus Markstein, welcher ihr allein überwiesen war und sie doch nun in ihrem Sinne glücklich machen mußte, durch den Grafen Trautson in ihre Hände gelangt war.

Cajetana, in bewegter Erwartung, gab dem Wunsche

ihres Verlobten nach und ließ ihn den Brief öffnen und erst für sich lesen; kaum hatte sein Auge aber die ersten Zeilen überflogen, als es vor Freude strahlend sich auf die Braut richtete. „Lies mit mir!“ rief er. „Ihr Herz hat sich endlich wieder gefunden!“

„Ist es wahr?“ rief Cajetana beglückt. „O, das ist mir ein liebes Geschenk zu morgen!“ Und Beide lasen nun vereint, was Anna's Brief enthielt, während Frau von Birkenfeld still die Hände faltete und mit Thränen im Auge das schöne Paar betrachtete, von dem sie sich nun sobald trennen sollte, in ihrer Einsamkeit zurückbleibend, wie vor Cajetana's Ankunft.

Neuntes Capitel.

Zu Wien.

Graf Trautson war später mit seiner Familie nach Wien zurückgekehrt, als er Anfangs berechnet hatte, und sein erstes Geschäft, nachdem er die nöthigen Meldungen bei Hofe abgemacht, war gewesen, in eigener Person dem Fräulein von Riedau das ihm zur Bestellung anvertraute Pfand zu überbringen. Wie staunte Anna und gerieth

fast in krampfhafte Spannung, als ihr des Herrn Obrist-kämmerers Grafen Trautson Excellenz gemeldet wurde. Was konnte ihn zu einer Person so niedern Ranges führen? Er entledigte sich seines Auftrags in kürzester Weise, indem er nur die Kiste, welche ihm ein Diener nachtrug, der Riedau überreichte und sie wegen der Erklärung, welche er nicht zu geben vermöge, auf den Brief Cajetana's verwies, welchen diese ihrer Kathi mitgegeben hatte und der nun von dem Grafen in Anna Riedau's zitternde Hand gelegt wurde. Sie vermochte jetzt kaum die Formen der Etikette gegen den hochgestellten Mann, der auch gegen sie seine gewohnte wohlthuende Freundlichkeit bewies, zu behaupten, und konnte es kaum erwarten, bis er sich, von ihr in tiefer, fast zur Verzerrung werdenden Demuth zur Thüre begleitet, wieder entfernt hatte. Dann sank sie, einer Ohnmacht nahe, auf ihren Sessel, ihr Auge starrte die dunkle, räthselvolle Kiste an und ihre zitternden Hände hatten kaum die Kraft, den Brief, der ihr Alles erklären sollte, zu öffnen. Als sie ihn nun in seinem Anfange gelesen hatte, erwachte aber in ihr die volle Energie wieder; ihre Wangen rötheten sich dunkler, ihre Augen funkelten mit brennender Glut. Sie hatte geendigt und sprang auf; sie preßte beide Hände auf die Brust und stieß einen Schrei aus, wie es ein Gefangener thut, der aus schweren Banden plötzlich der

Freiheit wiedergegeben wird. So heftiger, bis über die Grenzen der Weiblichkeit hinausgehender Leidenschaft hätte sie sich vorher vielleicht selbst nicht für fähig gehalten, und sie bezwang sich schnell genug. Es kam ja nun darauf an, zu schauen, was ihr hier die Gunst eines nie geträumten Schicksals bescheert hatte — und sie eilte denn, Hülfe zu schaffen, die ihr die feste, in ihrem Schloß längst verrostete, hier nicht zu erbrechende Kiste öffnen konnte. Ihr gutes Gedächtniß wußte ja genau, was darin, wenn Alles seine Richtigkeit hatte, enthalten sein mußte; sie war der Liebling ihres Vaters gewesen — grade weil sie so häßlich war und Niemand sie leiden mochte! — und hatte von ihm Alles zu erfahren gewußt, was sie nur wünschte. Ueberlassen wir sie ihrer Freude! —

Die Nachricht von dem Tode des Grafen Karl Fidelis Königsegg hatte in Wien den allgemeinsten Antheil in allen Kreisen erregt, denn der ritterliche Mann hatte wohl keinen einzigen Feind im Leben gehabt — Niemand wurde hier aber wohl stärker dadurch erschüttert, als Trautson, der die Kunde erst bei seiner Heimkehr erhielt. Es bedurfte einiger Zeit, bis er sich so weit gefaßt hatte, die Trauerbotschaft seiner Gemahlin mitzutheilen. Sie wurde davon tief ergriffen. Königsegg hatte zwar nach ihrer Meinung, die sie sich nicht bestreiten ließ, immer eine gewisse Abneigung gegen sie gezeigt, von der sie den

sonst unerklärlichen Grund, wie wir wissen, in einer seltsamen Eifersucht auf ihren Gemahl, dessen Freundschaft für ihn durch seine Heirath beeinträchtigt worden sei, gesucht hatte. Aber daran dachte sie jetzt nicht mehr. Ihr war er stets ein lieber Gast im Hause gewesen, da er Leopold's Freund war, und die Trauer ihres Gemahls um ihn stimmte sie selbst wehmüthig. Sie fragte ihn, ob er nicht die Gräfin, seine Stiefmutter, besuchen wolle, wo er gewiß viel Näheres über ihn hören werde; da er aber dazu keine Neigung fühlte, vielmehr lieber seinen Bruder, Franz Anton, den Maltheser-Ritter, aufsuchen wollte, der grade auch mit Urlaub von der Armee eingetroffen war, so fuhr Maria Therese selbst nach Gumpendorf, um der Gräfin Francesca ihr Beileid zu versichern.

Sie fand die Gräfin in Trauerkleidung, die schwarze Krepphaube mit der Schneppe tief in die Stirn gezogen, ganz das Bild einer alternden Frau, die keinen Werth mehr auf anmuthige Erscheinung legt: die Trautson hatte sie lange nicht gesehen, und würde sie bei zufälliger Begegnung in fremder Umgebung gar nicht erkannt haben. Gleichwohl war das nicht die Wirkung des Trauerfalls in der Familie, denn wenn sie auch Karl Fidelis von den Kindern ihres Gemahls am meisten bevorzugt hatte, so blieb sie doch immer die Stiefmutter und ihr Herz war von keinem tiefer gehenden Grame berührt worden. Auch

äußerte sie sich zu der Trautson Verwunderung sehr ruhig über den Todesfall. „Er ist auf dem Bette der Ehren gestorben," sagte sie. „Welcher Soldat kann sich ein schöneres Ende wünschen?" Unter dem schwarzen Krepp hervor richtete sich das schwärzere Auge Francesca's mit einem ganz eigenthümlich prüfenden Ausdruck auf die junge Frau, die neben ihr saß; was sie in ihrem Antlitz bemerkte, war aber nicht mehr, als mildes weibliches Mitgefühl.

„Es thut mir leid," fuhr sie dann fort, „daß wir von seiner Hand gar keine Papiere, keinen schriftlichen Nachlaß erhalten haben. Er war kein Freund von schriftlichen Aufzeichnungen — ich wußte das schon, und sein älterer Bruder, der aus den Winterquartieren hier angekommen ist, bestätigt es, daß er, außer den dienstlichen Schriften, welche er als General-Adjutant zu führen hatte, nichts geschrieben, weder über seine eigenen Erlebnisse, noch weniger über seine Ansichten und Gefühle. Nicht wahr, das ist sehr zu beklagen, Frau Gräfin?"

„Ganz gewiß!" sagte die Trautson. „Den Seinigen würde ein solcher Nachlaß unschätzbar sein."

„Er hat nicht einmal die an ihn eingegangenen Briefe aufbewahrt," sprach die Gräfin Francesca weiter. „Jeder wurde sogleich, nachdem er beantwortet oder, wenn das nicht nöthig, gelesen war, verbrannt. Das Ein-

zige, was wir hätten von ihm erhalten können, wäre sein Testament gewesen; aber auch das ist verloren gegangen, denn der Auditor, bei welchem er es versiegelt niedergelegt, ist von einem französischen Streifcorps mit dem Actenwagen des Regimentsgerichts gefangen worden, und die Feinde haben alle Scripturen, die für sie kein Interesse hatten, vernichtet — auch meines Sohnes Testament, trotz alles Einspruchs von Seiten des gefangenen Auditors, welcher diese ganze Gewaltthätigkeit mit ansehen mußte. Es ist für uns zu bedauern, denn in seinem letzten Willen hatte Karl Fidelis sich doch wohl auch für seine hinterlassenen Verwandten über Vieles ausgesprochen — sonst hätte das Testament, wie mein älterer Sohn sagt, keine Wichtigkeit gehabt, da Karl Fidelis sich niemals hat vermählen wollen" — hier beobachtete Francesca wiederum die theilnehmende junge Frau scharf, aber ebenso fruchtlos — „und da er somit auch keine von ihm abstammenden Erben besessen: sein ganzes Vermögen fällt natürlich seinen Geschwistern zu."

Für diese Angelegenheiten hatte die Trautson kein Interesse, die Stiefmutter hielt überhaupt den ganzen Gegenstand der Trauervisite damit für erschöpft. — „Wissen Sie von Fräulein Cronberg?" fragte sie dann plötzlich, indem sie den Ton ihrer Stimme änderte. „Sie wird heirathen."

„O, ich habe sehr neue Nachrichten von ihr, Frau Gräfin,“ erwiederte die Trautson lebhaft. „Sie werden sich auch darüber freuen. Herr von Riedau ist für seine ausgezeichnete Tapferkeit zum Hauptmann befördert worden — und mein Mann sagt, die ganze Zukunft des jungen Paares ist dadurch gesichert.“

„So wäre ja eine andere Großmuth, die von einer ganz unerwarteten Seite kommen sollte, ganz überflüssig!“ sagte die Königsegg in einem ironischen Tone. „Denken Sie sich, Frau Gräfin, daß der alte Reichsgraf, Sie wissen! der erst Cajetana's Verwandtschaft mit Unwillen von sich wies, der später — ein wenig durch meine Veranlassung — sich mit diesem Gedanken versöhnte, ja in ein anderes Extrem fallend das junge Mädchen durch die engsten Bande an sich fesseln wollte, daß dieser, nun er erfahren, daß sie, die ihn ausgeschlagen, sich anderweitig verlobt hat, in einer wahrhaft rührenden Großmuth so weit gehen will, sie auszustatten! Mir hat es gestern Graf Wratislaw mitgetheilt und meine Mitwirkung dabei in Anspruch genommen, da Cajetana, wie Sie auch wissen, noch auf meinem Gute bei Salzburg weilt und dort bis zu ihrer Vermählung bleiben wird. Wenn aber Herr von Riedau Hauptmann geworden ist und sich durch Uebernahme der Compagnie in einer so glänzenden Lage befindet, so bedarf es ja der Großmuth unsers Herrn

Reichsgrafen gar nicht. Ich wundere mich nur, daß Herr von Riedau, der zuerst gar nichts erreichen konnte, nicht einmal die Anstellung, für welche ich mich selbst bei Ihrem Herrn Gemahl dringend verwendet, nun plötzlich so bevorzugt worden ist, wo doch viel ältere Offiziere im Regiment sein müssen."

„Das verstehe ich nicht," erwiederte Maria Therese. „Aber mein Mann sagt, daß es ein Vorrecht des Oberfeldherrn sei, darin ganz nach seinem Gefallen zu verfahren. — Wegen der großmüthigen Absicht des Grafen Cronberg meine ich aber," setzte sie mit weiblicher Sorgsamkeit hinzu, „daß sie doch nicht abgelehnt werden sollte: es wäre auch kränkend für seine gute Absicht."

Sie hatte keine Ahnung, daß mit der Vernichtung des Testaments, von welcher die Gräfin Königsegg erzählt hatte, für Cajetana bereits eine der reichsten Aussichten verloren gegangen war! —

„Ich habe Alles dem Grafen Wratislaw überlassen, dem der alte Herr sein ganzes Vertrauen geschenkt hat," erwiederte die Königsegg etwas kühl. „Eine Vermittelung in dieser eigenthümlichen Angelegenheit konnte ich nicht übernehmen, nachdem ich schon einmal darin kein Glück gemacht habe."

Maria Therese tröstete sich, daß ihr Gemahl, welcher den Beiden nah stand, vielleicht auch zu Rathe ge-

zogen würde. Von der wunderbaren Geschichte aus Markstein erzählte sie nichts, da sie nicht wußte, ob die Königsegg über die Vergangenheit von Cajetana's Vater unterrichtet war. Sie bezweifelte es.

Auf der Rückfahrt zur Stadt kam ihr ein Wagen entgegen, in welchem ein einzelner Herr saß, der sie im Vorüberfahren ehrerbietig grüßte. Dies schöne bleiche Gesicht mit dem schwarzen Lockenkopf und den dunkeln Augen — sie täuschte sich nicht: das war Graf Pio Colonna! — Wie kam er nach Wien? Was wollte er bei der Gräfin Königsegg? Brachte er ihr vielleicht, vom Heere kommend, einige letzte Nachrichten von Karl Fidelis' Tode? Maria Therese bedauerte, nicht noch eine Viertelstunde in Gumpendorf verweilt zu haben.

Ihr Gemahl hörte alle Einzelnheiten ihres Besuchs, die sie ihm lebhaft erzählte, mit Antheil an. Die Stimmung der Gräfin Königsegg überraschte ihn nicht, er hatte sie nicht anders erwartet. Lächelnd vernahm er die guten Absichten des Reichsgrafen von Cronberg gegen Cajetana, von dem ihm Wratislaw, mit welchem er doch kürzlich verkehrt, noch nichts gesagt hatte: es sollte also wohl ein Geheimniß sein und war nur durch Frauen ausgeplaudert worden. Er freute sich darüber und äußerte sich im Sinne seines verstorbenen Freundes, daß im Soldatenstande viel Wechsel stattfinde und es daher er-

wünscht sei, im eigenen Besitzthum ein festes Fundament für jede Gestaltung der Zukunft zu haben. Die Anwesenheit des Grafen Colonna in Wien noch vor beendigtem Feldzuge war ihm ein Räthsel, und doch hatte es seine natürliche Lösung, welche er bald erfuhr. Colonna war durch die Folgen einer Wunde, welche er an demselben Tage erhalten, an dem Graf Königsegg gefallen war, unfähig geworden, an dem weitern Feldzuge Theil zu nehmen, und hatte zu seiner Wiederherstellung Urlaub erhalten. Nur das erschien seltsam, daß er, statt in dem milden Klima seines eigenen italienischen Vaterlandes zu bleiben, welches jedenfalls seiner Genesung zuträglicher gewesen wäre, nach Deutschland gekommen war, grade zu der rauhen Jahreszeit, die sich schon fühlbar machte. Zog ihn ein besonderer Magnet hieher?—Einst war seine Leidenschaft für Cajetana, die er so wenig zu verhehlen sich mühte, in allen Kreisen Wiens, wo er Zutritt hatte, bekannt gewesen — nun aber war Cajetana ja nicht mehr hier, und er mußte doch wohl, da er mit Riedau bei einem Regiment stand, von ihrer Verlobung Kenntniß erhalten haben. Um so mehr wunderte sich die Gräfin Trautson, was er im Königsegg'schen Palais gewollt, und hätte ihn, als sie ihn nochmals in einer Gesellschaft traf, am liebsten selbst gefragt. Er war hier der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit — da er vom Heere kam

und den ersten blutigen Gefechten beigewohnt hatte, mußte er tausend Fragen genügen; seine Wunde, an der er noch krankte, machte ihn um so interessanter, auch schien dadurch sein ganzes Wesen, das sonst zuweilen besonders ältere Damen verletzt hatte, vortheilhaft verändert worden zu sein. „Ich nehme Vieles, womit ich ihm Unrecht gethan habe, zurück," sagte die Gräfin Auersperg, welche mit ihm ein langes Gespräch über seinen Regimentscameraden Riedau gehabt hatte, zu Trautson. „Wissen Sie — doch Ihnen ist es wohl längst bekannt, was mir Graf Pio eben erzählt hat — daß unser Schützling mit der reizenden Tani verlobt ist, die uns durch die bewußte Verwickelung ihrer Lage so plötzlich entführt wurde?"

Trautson konnte nicht in Abrede stellen, daß er davon unterrichtet war, und hatte auch keine Ursache, es zu läugnen. Er zog sich aber dadurch ein scharfes Verhör von der Gräfin zu, welche nun alle Verhältnisse, so weit er davon Rechenschaft zu geben im Stande war, wissen wollte. Das Hinzutreten seiner Gemahlin erlöste ihn endlich, indem sich die Auersperg nun an diese wandte, und es war nicht bloße Neugier, welche sie trieb, sondern sie fühlte von jeher das lebhafteste Interesse für das junge Paar, das nun endlich verbunden werden sollte. Dann fragte sie nach der kleinen Elisabeth.

„Sagen Sie mir," rief sie dabei plötzlich, „war-

um haben Sie der Wärterin ihres Töchterchens die allerliebste steyerische Tracht genommen, welche ihr so gut stand? Ich begegnete ihr gestern, und fand sie zwar in der städtischen bürgerlichen Kleidung vornehmer aussehend, aber es that mir doch leid, daß sie die heitere Alpentracht mit dieser vertauscht hatte."

„Meine Kathi ist auch avancirt," erwiederte die Trautson lächelnd. „Sollte sie ewig als Magd und Kinderwärterin dienen, da sie zu etwas Besserem paßt und" — setzte sie mit einem Blicke auf ihren Gemahl hinzu — „ihr eigenes hübsches Vermögen hat?"

„Hat sie das?" entgegnete die Gräfin. „Ach ja, diese steyerischen Bauern sind oft sehr reich. Sie haben also das freundliche Mädchen aus Ihrem Dienst entlassen?"

„O nein, das habe ich nicht," antwortete die Trautson. „Sie ist nur nicht mehr Wärterin meiner Elsi, sondern ihre Aufseherin — das ist aber Alles eins, sie hegt und pflegt das Kind doch, wie sonst. Ich wollte ihr nur eine bessere Stellung geben. Sie will auch bei mir bleiben, bis sie einmal heirathet."

„Das wird nicht lange auf sich warten lassen," erwiederte die Auersperg.

Wirklich war Kathi seit der Rückkehr nach Wien in eine veränderte Stellung getreten. Die Gräfin, welche ihr

innig wohl wollte, hatte sich Alles fein überlegt und ihres Gemahls Zustimmung leicht erhalten, ihn auch bewogen, dem Mädchen zu eröffnen, daß die Gnade des römischen Königs ihr eine reiche Aussteuer geschenkt habe, welche längst treulicher Verwaltung übergeben sei. Bei dem Worte Aussteuer war Kathi, die ohnehin von der Mittheilung mächtig überrascht worden war, noch tiefer erröthet, und eine verneinende Bewegung des Kopfes schien den damit verbundenen Gedanken abzuweisen. Dann aber hatte sie dankbar ihrer Herrschaft die Hände geküßt und sich in Alles gefügt, was diese über sie im Dienste des Hauses bestimmte; es hatte sie mit Entzücken gefüllt, daß sie nicht von ihrer kleinen Elsi getrennt werden sollte.

In der feinen Tracht eines Wiener Bürgermädchens, die ihr die Gräfin, mit Recht oder Unrecht, ihren eigenen Gedanken folgend, auserkoren hatte, würde sie nun wohl mit einiger Zuversicht das Haus des Herrn Riedl in der Sanct Annengasse haben betreten können, um sich des Auftrags und Briefes zu entledigen, welchen ihr Cajetana wirklich in Stauffenried zur Bestellung übergeben hatte. Aber Anfangs schämte sie sich, in der Kleidung, die ihr nach ihrer Meinung nicht zukam, sich öffentlich zu zeigen, und verließ das Haus nur wenig, und als sie endlich Muth gefaßt hatte, den Schritt zu thun, war der Gang, den sie mit ungestüm klopfendem

Herzen unternommen, vergeblich, denn sie fand nur die Magd zu Hause, welche sie nicht kannte: die ganze Familie war verreist, das Mädchen wußte nicht, wohin. Eine Reise, wie sie das Hauswesen durch den jungen Herrn Franz kannte, bei dem Geschäftsleben des Vaters, bei dem Gesundheitszustande der Mutter, obenein zu dieser Jahreszeit, war ihr ganz unbegreiflich; es mußte etwas Besonderes vorgefallen sein, das den Anlaß dazu gegeben hatte, und Kathi kehrte mit einer Bangigkeit heim, welche sich noch aussprach, als sie der Gräfin von ihrem Gange Bericht erstatten mußte. Die Gräfin lachte sie aus. „Sie sind noch irgendwo in der Sommerfrisch, oder zur Weinlese eingeladen gewesen, wo sie sich noch wohl befinden. Du mußt Dich also schon gedulden, Kleine. Alles kommt zu seiner Zeit."

Die Erkundigung zu wiederholen, wagte Kathi sobald nicht. Auch hatte die Magd ihr gar nicht angeben können, wann die Heimkehr der Familie zu erwarten sei; Alles war bei der Abfahrt sehr eilig gegangen, und Frau Riedl hatte ihr nur befohlen, das Haus gut zu hüten. Wenn aber Kathi vor der Hand nicht nach der Annengasse ging, so hatte die Gräfin, die sich nun einmal für sie interessirte, Veranstaltung getroffen, daß die Rückkehr des Kaufherrn gleich im Trautson'schen Hause gemeldet werde. Ein Billet ihres Gemahls an denselben war dort

abgegeben worden mit der Weisung, dasselbe dem Herrn Riedl bei seiner Ankunft sofort auszuhändigen.

Es verging noch eine längere Zeit, ehe dieselbe erfolgte. Ein junger Mann erschien endlich, um nach den Befehlen Seiner Excellenz zu fragen, er gab sich als der Sohn des Kaufmanns Riedl kund. Der Graf war nicht zu Hause, und die Gräfin empfing Franz natürlich nicht, wiewohl sie eine kleine, weibliche Neugier fühlte, ihn zu sehen: damals vor der Kirche, als er Kathi gegrüßt, war sie erst durch deren Betragen aufmerksam geworden, daß sie in einer Beziehung zu ihm stehen mußte, hatte sich aber erst später mit ihrer wachsenden Vorliebe für Kathi dafür interessirt. Franz erhielt den Bescheid, daß der Graf seinem Vater bald seine Wünsche zu wissen thun werde, und entfernte sich wieder. Er hatte Kathi nicht gesehen, welche zufällig mit einem Auftrage verschickt war; der Kammerdiener, welcher den jungen Riedl gesprochen hatte, erzählte aber, daß er in auffallender Unruhe gewesen sei. Am folgenden Morgen gab die Gräfin mit der Erlaubniß, die Aufträge des Fräuleins von Cronberg im Riedl'schen Hause zu bestellen, Kathi zugleich ein Billet an den Kaufmann mit, das sie aber erst abgeben sollte, wenn sie mit der andern Angelegenheit vollkommen fertig sei: es war von dem Grafen, gewiß in Geschäften.

Kathi trat denn den Gang zum Zweitenmale an, und ihr Herz wogte unruhiger, als bei dem ersten. Sie fand das Haus in der Sanct-Annengasse gegen die sonstige Gewohnheit offen, die Magd mochte aber wohl ein kurzes Geschäft in der Nachbarschaft haben. Im Hause herrschte eine tiefe Stille. Kathi stand eine Weile und lauschte — nirgend ließ sich Jemand hören. Endlich wagte sie es, an die nächste Thüre im Flur zu klopfen — Niemand antwortete. Sie faßte sich nun ein Herz — kam sie doch nicht aus eigenem Antriebe, sondern im Auftrage ihres Fräuleins und des Herrn Grafen. In der Stube, welche sie betrat, war kein Mensch — in der nächsten aber hörte sie ein schweres Seufzen, wie aus hartbelasteter Brust. Rasch öffnete sie die Thüre: da saß im Lehnstuhle, den Kopf in die Hand gestützt, das Gesicht ihr grade zugewendet, der alte Herr Riedl und — weinte! Er weinte so hoffnungslos, daß ihm die hellen Thränen über die Backen liefen und er selbst, aufgeschreckt durch die Erscheinung des fremden Mädchens, die Kraft nicht gewann, sich zu ermannen: er schien vollständig geknickt zu sein.

„Um Gotteswillen!“ rief Kathi, zu ihm eilend. „Was ist geschehen? Ist Frau Riedl krank?“

„Nein, nein, Jungfer!“ sagte er nun, sich mühsam zusammenraffend, indem er aufstand. „Es ist nichts —

gar nichts! Was steht in Ihren Wünschen? Nein, es ist nichts — beruhige Sie sich, Sie hat keine Ursache, mich zu bedauern. Womit kann ich Ihr dienen?"

„Der Herr Riedl kennt mich wohl nicht mehr — ich bringe viel schöne Grüße von Fräulein Tani und auch einen Brief an die Frau Riedl von dem gnädigen Fräulein."

Auf dem trübseligen Gesichte des alten Mannes ging ein matter Schein von Freude auf. „Ich werde meine Frau gleich rufen — sie ist nicht krank," sagte er. „Aber ich bitte die Jungfer, nichts davon zu sagen, wie Sie mich vorhin gefunden hat. Man hat so manchmal seine Stunden, wo's Einen überkommt, besonders wenn man alt wird. Warte Sie nur einen Augenblick — ich hole die Frau."

Er entfernte sich schwankenden Ganges, und Kathi fand, daß er in der kurzen Zeit, seit sie ihn zuletzt in der Kirche gesehen hatte, unglaublich alt geworden war. Was betrübte ihn so? Es mußte doch ein schweres Unglück über ihn gekommen sein, daß ein Mann so weinen konnte! —

Da kam er schon zurück und seine Frau mit ihm. Diese erkannte Kathi in der bürgerlichen Kleidung auch nicht gleich wieder, indem ihre Augen seit einiger Zeit blöde geworden waren; sie grüßte die fremde, fein ge-

kleidete Jungfer mit Achtung und rief: „Hat uns denn Fräulein Tani wirklich nicht vergessen? Wo ist sie denn jetzt und geht es ihr gut? Setze Sie sich doch, Sie muß uns recht viel erzählen!“

Sie sagte das in einem freudigen Tone, aber Kathi konnte auch in dem eingefallenen Gesichte der alten Frau die Spuren eines tiefen Grames bemerken, und die Thränen traten ihr selbst vor Mitgefühl und unbestimmter Besorgniß in die Augen. — „Darf ich nicht wissen, Frau Riedl,“ sagte sie mit zitternder Stimme, „was Ihnen geschehen ist?“

Beim ersten Ton dieser Stimme fuhr Frau Riedl, wie von einem plötzlichen Schreck angefaßt, zusammen; sie schirmte sich mit der Hand die Augen gegen das Licht und rief: „Ist das nicht —?“

„Ja, ich bin's — die Kathi,“ sagte das Mädchen demüthig, „und ich bitte, seien Sie mir nicht bös, ich hab' nichts gethan, daß Sie mir Uebles zutrauen könnten —“

„Es ist ja nun auch Alles vorbei!“ sprach die alte Frau, ohne recht zu wissen, was sie sagte. „Mit uns geht's zu Ende — Du stolzirst in prächtigen Kleidern, Gott gesegne es Dir!“

„Aber Vinerl,“ rief Riedl erschrocken, sie am Arme fassend. „Was für Dinge redest Du da?“ Da kam sie erst zu sich.

„Gott wird wieder helfen, was Ihnen auch geschehen ist, und ich will für Sie beten!“ sagte Kathi tief bewegt. „Frau Riedl, ich weiß, Sie haben schlimm von mir gedacht, aber Gott und die Heiligen sind mir Zeugen, daß ich unschuldig bin. Mir ist es gar traurig gegangen, bis sich der Herr Graf von Trautson meiner angenommen hat. Dort bin ich jetzt im Hause, und wenn ich diese Kleider trage, die mir nicht zukommen, so ist es auf Befehl meiner gnädigen Frau Gräfin.“

„Sei Sie nur ruhig,“ nahm Riedl das Wort. „Meine Frau meint es nicht bös. Kommt Sie etwa vom Herrn Grafen, der mir Befehle schicken wollte?“ Er sprach das mit einer gewissen Beklommenheit, die aber Kathi nicht bemerkte, auch fiel Frau Riedl ihrem Manne gleich in die Rede.

„Du kommst von der Tani, meinem Augapfel!“ rief sie so freundlich, als habe sie plötzlich Alles vergessen, was sie gegen dies Mädchen feindlich gestimmt hatte. „O erzähle doch, gib her den Brief, den muß ich erst lesen!“

Kathi reichte ihr den Brief, mit welchem Frau Riedl an das Fenster ging und zu lesen begann. Ihr Gatte sah ihr mit einem besorgten Blicke nach, dann fragte er wieder, ob Kathi einen Auftrag Seiner Excellenz für ihn habe? Da fand sie keine Ursache, ihre Bestellung zu

verzögern, da auch ihre erste Angelegenheit eigentlich abgemacht war, und überreichte ihm das Billet des Grafen. Der alte Riedl brauchte noch keine Brille, aber er wischte sich doch die Augen und auch die Stirn, ehe er an das Lesen ging. Kaum hatte er aber den Eingang gelesen, als er mit dem Ausdrucke des höchsten Staunens und der Bestürzung sein Auge auf Kathi richtete.

„Was?!" rief er mit heiserer Stimme. „Sie — die Ueberbringerin — Sie ist die Katharina Leitgruberin, für welche Seine Excellenz — bei mir — — die Summe eingezahlt hat?!"

Davon wußte Kathi nichts, aber sie hieß so: Leitgruber war der Familienname ihres Vaters, er war nur nie mehr danach genannt worden. Sie bekannte sich zu der Angabe des Grafen.

„Für Dich?!" rief jetzt Frau Riedl, mit ihrem halb gelesenen Briefe herbei eilend. „Du hast bei meinem Manne das Geld eingelegt —?" Und sie zitterte, indem sie Kathi's Arm faßte. „Du willst es haben, nicht wahr? Du kommst, es Dir zu holen?"

„Wenn der Herr Graf Geld für mich eingezahlt hat, so weiß ich davon nichts," erwiederte Kathi. „Ich weiß wohl, daß es mir gehört — aber haben will ich es nicht, ich brauche es nicht."

„O, Du bist brav!" rief die alte Frau und wollte

augenscheinlich noch mehr sagen, aber ihr Gatte unterbrach sie abermals mit dem Rufe: „Aber, Binerl!“ Da verstummte sie und ging wieder nach dem Fenster, um Cajetana's Brief weiter zu lesen, bei welchem sie bald vor Rührung zu weinen anfing. Herr Riedl überflog auch in Hast das Ende des gräflichen Schreibens und holte aus erleichterter Brust Athem.

„Ja, mein gutes Kind,“ sagte er, „Dein Hab' und Gut soll zu Deinem Vortheil getreulich weiter verwaltet werden — wenn mir Gott gnädig ist!“ Er faltete die Hände. „Also Katharina Leitgruberin?“

Da klopfte es draußen, und die Magd, welche unterdessen heimgekehrt war, öffnete die verschlossene Hausthüre; die Eltern wußten es schon — es war Franz. Er hatte Kathi auch noch nicht in der Kleidung gesehen, welche ihr ein verändertes Ansehen gab, und stutzte bei ihrem Anblick, da er sie nicht gleich erkannte. — „Jungfer Katharina Leitgruberin,“ rief ihm der Vater entgegen, „für die Seine Excellenz der Herr Obristkämmerer bei uns die Summe eingezahlt hat — sie bringt uns auch Grüße von Fräulein Tani, denke Dir!“

„Nennen Sie mich nur immer noch Kathi,“ sagte das Mädchen zum Vater, während sie in Franzen's stumm dargereichte Hand mit niedergeschlagenen Augen flüchtig die ihrige legte. Die Mutter kam herbei und sah mit

verweinten Augen von Einem zum Andern, es schien aber, als könne sie ihre Gedanken nicht sammeln. Der Vater wechselte unterdessen mit Franz einen schnellen Blick, und als dieser bekümmert den Kopf schüttelte, verlor der alte Mann einen Augenblick die Fassung. Zum Glück hatte die Mutter auf Beide nicht Achtung gegeben, sie nöthigte Kathi zum Sitzen und hatte viele Fragen nach Cajetana, welche Kathi nun zu beantworten begann. So fand der Vater Zeit, sich wieder zu fassen, und Franz hörte Kathi's Erzählungen zu: ein scharfes Auge hätte aber bemerken können, daß er zerstreut war, aus mehrfachen Ursachen — auch Kathi's veränderte Erscheinung, die auf einen Wechsel ihrer Lage schließen ließ, beunruhigte ihn. Eins fiel ihm freudig auf: er sah, daß die Mutter, obgleich sie doch wußte, wer Kathi war, sich so freundlich gegen sie zeigte — war es aber nicht vielleicht, weil sie jetzt schwach von Gedanken war, und konnte bei voller Besinnung die alte feindselige Ungerechtigkeit nicht zurückkehren? Er sprach dann auch mit Kathi, und sie mochte seinen ersten verwunderten Blick richtig verstanden haben, denn sie erklärte ihm ungefragt, was ihn beschäftigte. Es war aber für sie nun Zeit, aufzubrechen, denn sie hatte ihre Aufträge bestellt. Als sie Abschied nahm, bat sie Frau Riedl, bald wieder zu kommen, und noch ehe Kathi zur Stubenthüre gelangt war, von Franz begleitet, sagte

die Mutter zu ihrem Manne mit dem halbirren Lächeln, das ihn stets mit Betrübniß füllte: „Die heilt mich!“

Franz ging nicht bloß mit Kathi bis vor die Thüre, sondern er begleitete sie nach Hause. Er hatte mit ihr so viel zu reden, er mußte ihr Alles sagen, was sein Herz bedrückte. „Uns geht es schlecht, Kathi,“ begann er. „Dir kann ich es schon sagen, denn Du nimmst Theil an uns. Mein Vater hat große Verluste gehabt — ein falscher Freund, dem er in Geschäften nur zu viel anvertraut, hat betrüglichen Bankerott gemacht und uns mit hineingezogen; noch stehen wir, aber es kann sich nicht lange verzögern lassen. In dieser schweren Kriegszeit ist kein Geld selbst für die höchsten Zinsen zu schaffen, die Regierung hat in England neun Procent geboten — doch was rede ich? Das verstehst Du ja nicht. Aber Du hast wohl gesehen, die Mutter hat sich's zu Herzen genommen und ist recht schwach! Die Reise, wo wir von einem Geschäftsfreunde zum Andern vergebens fuhren, hat es ihr angethan — sie wollte durchaus mit, um gleich zu wissen, wie es stehe. Ach, Kathi, ich kann's nicht lassen, davon zu reden, Du bist die Einzige, gegen die sich mein Herz aussprechen kann. Um meine armen Eltern ist mir's nur — ich werde schon durch die Welt kommen, obgleich ich gehofft hatte, Kathi — “ Er faßte ihre Hand wiederum und konnte nicht weiter reden vor schmerzlicher Bewegung.

„Ist denn gar nicht zu helfen?“ fragte Kathi erschüttert. „Wenn mein Herr Graf zum Beispiel —? Oder,“ setzte sie zaghaft hinzu — „wenn das, was der Herr Graf eingezahlt hat — “

„Nein, Kathi!“ rief Franz. „Dazu hab' ich Dich zu lieb! Ja, in diesem schweren Leid muß ich Dir's sagen, ich hab' Dich lieb, wie mein Herz nur lieben kann, und ich hoffte, Du wärst mir auch gut — und dachte an ein künftig Glück für uns! — Aber darum grade kann ich Dein Erbieten nicht annehmen. Anvertraut Gut ist heilig!“

„Wenn es aber so ist — und Gott uns gnädig sein will — “ sagte Kathi, von seiner Rede aller Fassung beraubt — „dann müssen Sie es grade thun — und ich nehm's als ein Zeichen, daß es wahr ist — “

Beide standen grade an der Kirche, wo sie sich oft gesehen hatten, und Niemand war eben nah: wär's aber auch gewesen, Franz hätte sich an die ganze Welt nicht gekehrt! Er schlang seinen Arm um Kathi und zog sie sanft an seine Brust. Sie ließ es geschehen, und es war ein stummes Gelöbniß, das in Beider Seelen diese Stunde heiligte. Gottes Segen ruhte auf ihm! —

Zehntes Capitel.

Eine feste Heimath.

Gottes Segen ruhte auch auf dem Bunde, der bald nach der heiligen Weihnachtszeit in dem Kirchlein zu Stauffenried geschlossen wurde. Max Riedau führte nun seine junge Frau mit sich in die Ferne, in das künftige Kriegsleben hinaus, und Beide waren voll freudigen Gottvertrauens, daß Alles sich glücklich für sie gestalten werde. Mit tiefer Bekümmerniß blieb Frau von Birkenfeld, nachdem sie die schwere Stunde der Trennung überstanden hatte, zurück, und die Einsamkeit, an welche sie früher so gewöhnt gewesen war, daß sie dieselbe nie gefühlt, machte sich ihr nur schmerzlich bemerkbar, wozu noch die Sorge um ihre eigene Zukunft kam, wenn Stauffenried, wie die Gräfin Königsegg noch immer beabsichtigte, verkauft werden sollte. Ueber diese Sorge half ihr aber ihr frommer Sinn hinweg: Gott lenkt ja Alles zum Besten! —

Auf der Reise hatte das junge Paar, dem eine Salzburgerin als Cajetana's Dienerin folgte, allerdings schon mit den Winterstürmen des Hochgebirges zu kämpfen, doch ging alle Gefahr glücklich vorüber, welche sie oft genug im Sillthale, das zuletzt gar schroff und eng wird,

und dann jenseits Mattrey, wo die Straße das Thal verläßt, um zum rauhen Brenner emporzusteigen, bedroht hatte. Als sie die Paßhöhe überwunden und das erste Maulthier mit seinen rothen Quasten, wie ein geschmückter Bote vom Süden, ihnen vor seinem Karren daher klingelnd begegnete, lachte Cajetana fröhlich auf, als seien sie nun schon ihrem Ziele ganz nah. Aber bis dahin mußte noch manche Wegstrecke zurückgelegt werden, und der Eintritt in das Wunderland Italien, der grade hier manche Erwartung enttäuscht, mißfiel der jungen Frau sehr; auch die schönen Fluren weiter hinein nahmen sich im traurigen, schneelosen Wintergewande wenig anziehend aus, und nur einzelne malerisch gelegene Ortschaften mit ihren Castellen aus alter Zeit konnten Cajetana gefallen. Um so zufriedener war sie, als sie endlich die Bezirke erreichten, wo die kaiserlichen Truppen in Winterquartieren lagen und der Anblick von Kriegern, den sie vor Allem liebte, ihr Herz erfreute. Vor dem Flecken, wo Riedau sein eigenes Quartier hatte, war seine Ankunft zufällig durch einen Dragoner bemerkt worden, der die Kunde schnell verbreitete: so wurde der Hauptmann von seinen Leuten, die von allen Seiten zusammen liefen, mit einem Jubel begrüßt, welcher für die junge Frau unendlich wohlthuend war. Das Haus, das sie nun für die Dauer der nächsten Monate bewohnen

sollte, war ein stattliches Gebäude nach italienischem Geschmack, mit einem platten Dache, wenigen Fenstern, einem Balcon im obern und einer zurückgezogenen Loggia hinter Säulen im untern Stockwerk; Cajetana kam es wie ein Palast vor. Max hatte ihr schon unterwegs erzählt, daß der Eigenthümer des Hauses mit seiner ganzen Familie vor dem Kriegslärm hinweggezogen sei und es ihm zur freien Verfügung überlassen habe: Cajetana konnte sich also darin nach Gefallen einrichten. Sie nahm auch all' die schönen Räume, welche zum Theil sehr reich, besonders mit Gemälden guter Meister, ausgestattet waren, in Augenschein, aber sie sagte dann: „Das ist nicht für uns, Max!“ und beschränkte sich auf ein Paar Zimmer, die einfachsten, welche die Aussicht auf den freien Platz des Fleckens boten, wo für die Compagnie der Allarmplatz war und sich die Mannschaft täglich einmal stellte. Riedau war ganz damit einverstanden. Dann ging die junge Frau mit Eifer an die Einrichtung ihrer Wirthschaft. Es war wohl gut, daß sie in Stauffenried fleißig darin gelernt hatte und der Frau von Birkenfeld, welche sie gern unterrichtete, an die Haud gegangen war; aber es würde ihr hier für die Beschickung des Hauses bei den eigenthümlichen italienischen Verhältnissen nicht viel geholfen haben, wenn sie nicht eine alte Dienerin des abwesenden Besitzers vorgefunden hätte,

von diesem zurückgelassen, um in seinem Eigenthum doch einigermaßen zum Rechten zu sehen. Diese stand der jungen Deutschen, deren liebreiches Wesen die grämliche Alte schnell gewonnen hatte, mit Rath und That bei, und es kam Cajetana zu Statten, daß sie bei der Gräfin Königsegg etwas italienisch lernen und in den großen Gesellschaften zuweilen hatte sprechen müssen. Sie gewann die schöne Sprache jetzt erst lieb und drückte sich bald ganz geläufig darin aus.

Ein wahres Stillleben, so recht geschaffen für ein neuvermähltes Paar, das nichts von der Außenwelt will und sich selbst genug ist, begann nun für sie. Bei der Compagnie stand zwar noch ein Lieutenant und auch ein Fähnrich, aber der Erstere war ein alter Soldat ohne alle Manieren, der sich in Gegenwart einer Dame stets unheimlich fühlte und sie daher mied, und der Fähnrich lag an einer Wunde darnieder, welche er bei einem Bauernaufstande, der mit Waffengewalt hatte unterdrückt werden müssen, nach Riedau's Abreise erhalten hatte. Aus den benachbarten Quartieren des Regiments kamen wohl nach und nach, als Riedau sich beim Generalwachtmeister gemeldet hatte, die Offiziere, die ihm alle zugethan waren, in seinen Flecken, um ihn zu begrüßen und seine Gemahlin kennen zu lernen; Einer oder der Andere brachte auch seine Frau mit, bei welcher dieser Wunsch

der Neugier noch lebhafter war, und es ziemte sich dann für Riedau's, diese Besuche, die übrigens fern von aller Etikette, sondern ungezwungen, wie das ganze Feldleben, waren, zu erwiedern. Aber alles das war doch nur vereinzelt und schnell vorübergehend, und der größte Theil des Winters blieb den jungen Eheleuten, um sich selbst zu leben. Die Stunden, welche Riedau in seinem unveränderten Soldateneifer dem Dienste, der Beaufsichtigung und Uebung seiner Mannschaft und Pferde widmete, galten Cajetana dabei nicht für verloren, denn sie war für seinen Dienst fast ebenso eifrig besorgt als er, und wenn er dann heimkehrte, war es um so behaglicher in dem wohnlichen Zimmer: Cajetana hatte es verstanden, sich die wohlthuendste Häuslichkeit zu schaffen.

Der italienische Frühling, der so zeitig die Mandelbäume mit Blüten bedeckte und frisches Grün hervorrief, während in der deutschen Heimath noch Alles in Frost und Schnee begraben sein mußte, überraschte Cajetana nicht wenig, und wie sehr sie sich auch mit den Gedanken vertraut gemacht hatte, daß sie eigentlich nur in einem Zelte wohne, welches abgebrochen werden müsse, sobald der Trompeter Allarm blies, fühlte sie doch ein wahres Bedauern, die Stätte, wo sie sich so glücklich gefühlt hatte, vielleicht recht bald zu verlassen. Es war eben, weil sie hier das erste Glück des eigenen Herdes genossen hatte —

später, bei dem steten Wechsel des Aufenthalts, sollte das Scheiden ihr schon leichter werden. In jenen langjährigen Kriegen war das Wort des Dichters noch eine Wahrheit: „Der Soldat hat auf Erden kein bleibend Quartier," und ein liebendes Weib, das ihr Schicksal an das eines Soldaten knüpfte und Alles mit ihm theilen wollte, mußte sich d'rein finden, sich nirgend eine heimische Stätte gründen zu können, bis der Frieden kam oder — die ewige Ruhe! —

Prinz Eugen begann, im Widerspruch mit der herrschenden Kriegsmanier, welche lange Winterquartiere mit säumigen Rüstungen zu halten pflegte, seine Feldzüge oft sehr früh, wodurch er eins der wichtigsten Elemente des Erfolges für sich gewann: die Ueberraschung. Diesmal hatte er mitten im Winter eine Unternehmung ausgeführt, welche die Franzosen so entmuthigte, daß sie ihre Stellungen hinter dem Oglio räumten und ihm das ganze Land bis zur Adda preisgaben: es war der Ueberfall von Cremona, bei welchem der französische Oberfeldherr Villeroy gefangen worden war *). Nach diesem

*) Die Franzosen sangen selbst auf den schlechten Feldherrn ein Spottlied:

Français, rendez grâce à Bellone,	Franzosen, dankt der Bellona,
Votre bonheur est sans égal,	Euer Glück ist ohne Gleichen einmal:
Vous avez conservé Crémone	Ihr habt behauptet Cremona
Et perdu votre général!	Und verloren den General!

Unternehmen, bei welchem Cremona nicht behauptet werden konnte, trat aber wieder Waffenruhe ein und die Operationen begannen erst im Mai. Das Regiment Savoyen-Dragoner war nicht mit zu dem Ueberfall verwendet worden und blieb bis zur allgemeinen Concentration des Heeres ungestört in seinen Quartieren. Cajetana konnte daher in der ihr so lieb gewordenen Umgebung noch lange verweilen und den vollen Zauber des südlichen Frühlings genießen. Als dann der Tag des Aufbruchs gekommen war, ging es in die blühende, lachende Landschaft hinaus, und der Reiz, den die unbekannte Ferne auf empfängliche Gemüther übt, verfehlte auch bei Cajetana seinen Eindruck nicht und ließ sie jedem folgenden Tage in der Erwartung neuer Erscheinungen und wunderbarer Erlebnisse heiter entgegen sehen.

So lange die Truppenbewegungen nur sogenannte Reisemärsche waren, durften die Wagen wenigstens nach Beendigung des Marsches wieder in die Quartiere oder Lager einfahren, und es gab dann immer ein fröhliches Wiedersehen — noch herrschte auch kein Mangel beim Heere, der sich später so fühlbar machte. Die energischen Vorstellungen des Prinzen hatten wenigstens für den Beginn des Feldzuges die beste Wirkung gehabt. Als aber die eigentlichen Operationen begannen und Eugen sein kleines Heer vor der Uebermacht der französischen Armee,

welche, jetzt vom Herzoge von Vendome befehligt, die Offensive ergriffen hatte, zusammenhalten und erst in die feste Stellung von Caneto, dann aber, um der Blokade von Mantua eine starke Deckung zu geben, in die Nähe dieser Stadt führen mußte, blieb das ganze Gepäck des Heeres und mit ihm auch die Wagen, welche den Offizieren gehörten, mit den Frauen und dem nicht kämpfenden Heergefolge, oft Tagelang von den Truppen getrennt, und marschirte zur Seite, oft auch der Sicherheit wegen voraus, unter ausreichender Bedeckung, seine eigene Straße. Das war denn für Cajetana die erste Prüfung. Anfangs fiel sie ihr sehr schmerzlich, aber ihre starke Seele faßte sich bald und fügte sich in das Unabänderliche, dessen Nothwendigkeit sie einsah. Um so freudiger sah sie dem Moment entgegen, wo sie wieder mit Max, wenn auch nur für kurze Zeit, vereinigt wurde, für ihn sorgen, ihn pflegen konnte! Das war freilich nur der Fall, wenn die Truppen für einige Tage Halt machten und vom Feinde nichts zu besorgen war.

Beim Abmarsche von Caneto schlug die Wagencolonne, um einen Tag früher aufgebrochen, als die Armee, abermals eine Seitenstraße ein, um bei etwaigen Stockungen die Heeresbewegung nicht aufzuhalten. Bei einem so gewaltigen Troß, wie er im vorigen Jahrhunderte die Heere begleitete, mußte überhaupt die strengste

Ordnung gehalten werden, wenn er nur vorwärts kommen sollte. So war auch hier der General-Wagenmeister, welcher Alles leitete, unter ihm ein bedeutendes Aufsichtspersonal; der General-Gewaltiger, der die Heerespolicei übte, hielt mit seinen Leuten Zucht unter den Troßknechten und Bedienten. Ihn zu unterstützen, war von der Truppenbedeckung, die den ganzen Transport gegen feindliche Handstreiche zu schützen hatte, für eine bestimmte Zahl von Wagen immer einige Mannschaft gegeben, welche nebenher marschirte, während die geschlossenen Abtheilungen in der Zugordnung, wie sie der Befehlshaber der ganzen Escorte für zweckmäßig erachtete, ihre Straße hielten.

Neben der Wagenabtheilung, zu welcher Cajetana's gehörte, ritten Dragoner, und ihr Herz klopfte, als sie auch einen Offizier von der Spitze zurückkommen sah, der wohl die Ordnung prüfen wollte; gewiß dachte sie an Max und wünschte ihn an Jenes Stelle hieher, aber sie schämte sich gleich dieses Wunsches, denn war es nicht viel ehrenvoller, in dem kampffertigen Heerzuge zu marschiren, der jeden Augenblick ruhmvolle Gefechte bestehen konnte, als hier in Sicherheit fern vom Feinde mit dem Gepäck einherzuziehen? Der Offizier kam unterdessen näher und musterte jeden Wagen und die darauf sitzenden Personen mit scharfen Blicken, als ob er Jemand suchte —

da erkannte ihn Cajetana plötzlich und erschrack so, daß sie unwillkürlich den Arm ihrer salzburger Dienerin faßte, welche neben ihr saß. War es möglich? Graf Colonna, der das Regiment schon vor ihrer Ankunft verlassen hatte, um seine Gesundheit wieder herzustellen, den sie überhaupt seit jenem, nie zu vergessenden Tage im Königsegg'schen Palais nicht gesehen — wie kam er plötzlich hieher, da noch gestern im Lager von Caneto, wo sie zufällig alle Offiziere des Regiments einmal zusammen gesehen hatte, von ihm keine Spur gewesen war? Er hatte sie nun auch erkannt, hielt aber nicht an, sondern ritt mit ehrerbietigem Gruße an ihrem Wagen vorüber. Sie sah ihn auch während des ganzen Marsches nicht mehr, weder als unterwegs eine Rast gemacht wurde, noch beim Einrücken in die Quartiere. Die Wagen fuhren nämlich vor dem zum Nachtquartier ersehenen Orte im geschlossenen Viereck nach strenger Ordnung zu einer Wagenburg auf, dabei campirte Alles im Freien unter dem Schutze ausgestellter Wachen; nur die Vornehmsten des Zuges und die Offizierfrauen erhielten in der Stadt ein Unterkommen unter Dach und Fach.

Cajetana mußte sich viel mit der Erscheinung des Grafen Colonna beschäftigen. Sie lebte in Gedanken noch einmal ihre Vergangenheit durch, so weit er in dieselbe verwebt war — als sie aber von der Erinnerung an das

letzte Zusammentreffen mit ihm erschüttert wurde, trat auf einmal ihres Gatten Bild troſtreich vor ihre Seele, und das unheimliche Gefühl zerran vor der freudigen Zuversicht, daß ja nun Alles vorüber und sie wohl geborgen sei. Hätte sie gewußt, in welcher Weise Pio Colonna noch kurz vor ihrer Verbindung ihre Ehre gegen Max zu verdächtigen gesucht! Max hatte ihr davon natürlich kein Wort gesagt, wie er auch den Verläumder seitdem nicht wieder gesehen hatte, da er, wie schon erwähnt, bald nach dem nächtlichen Gespräch verwundet worden war. Cajetana dachte jetzt nicht mehr an ihn, sondern nur an ihren Gatten, dem sie nach ihrem Nachtgebet in Gedanken eine sanfte Ruhe wünschte und daß er auch ihrer gedenken möge. Dann schlief sie sanft ein, die Salzburgerin ihr zu Füßen, vor der Thüre der treue Diener, welchen ihr Max zum besondern Schutze mitgegeben hatte.

Am andern Morgen, als der Aufbruch geschah und Cajetana in ihrem Wagen vor das Thor kam, hielt wiederum Graf Colonna am engen Ausgange, gleichsam um hier, wo ihm nichts entrinnen konnte, die ausziehenden Fuhrwerke zu zählen. Auch heute grüßte er Frau von Riedau, indem er sein Haupt entblößte und sich tief im Sattel neigte; er hielt so nah, daß sie, wie flüchtig ihr Blick ihn auch traf, seine auffallend bleiche Farbe, gegen welche die dunkelglühenden Augen um so schwärzer er-

schienen, bemerken mußte, und so tief er sie gekränkt hatte, regte sich in ihr doch ein weibliches Mitleid: gewiß war er noch recht krank und nur das Gefühl der Ehre hatte ihn vorzeitig wieder in das Feld geführt. Sie sah ihn, wie gestern, während des ganzen Marsches nicht mehr, denn er hielt sich stets bei der Hinterhut auf. Wenn sie aber dachte, daß nur zufällig dies dienstliche Commando ihn hergeführt hatte, so irrte sie sich; er hatte sich dasselbe zu verschaffen gewußt, und noch ehe die Sonne unterging, sollte sie sich davon überzeugen.

Der heutige Tagmarsch war nur klein. Seit man den Oglio überschritten hatte, war für das Fuhrwesen die Nothwendigkeit nicht mehr vorhanden, dasselbe ungewöhnlich anzustrengen, und die Lage der für die Nachtrast bequemen Ortschaften ergab die Haltepunkte. Das Wetter war herrlich, der dunkelblaue italienische Himmel schimmerte wolkenleer über der reichen Landschaft; noch war die versengende Hitze nicht eingetreten, welche später das Grün entfärbt oder an den Straßen mit Staub überpudert, die Flutgräben mit ihrem Wasser, die Weingehänge an den jungen Maulbeerbäumen, Alles war noch frisch. Von Zeit zu Zeit leuchteten die weißen Mauern einer Villa oder das goldene Kreuz einer Kapelle seitwärts herüber; Dörfer und Städtchen, in der Bauart nicht zu unterscheiden, unterbrachen die Einförmigkeit der Gegend,

rechts hin zeigten sich saftgrüne weite Fluren der Niederung: es waren die reich bewässerten Reisfelder, die sich nach Mantua hinziehen. Cajetana that es leid, als schon vor der Mittagszeit der Marsch beendigt wurde; sie wäre noch gern stundenlang in dieser köstlichen Umgebung gefahren, in der sie nur Eins vermißte, das sie in Stauffenried immer besonders entzückt hatte: das Lied und das Flattern munterer Vögel.

In dem Städtchen, wo Quartier gemacht wurde, erhielt sie ein hohes, großes Zimmer, wohl versperrt nach Landesart gegen Licht und Luft, welche die Bevölkerung, die mehr auf der Straße als im Hause lebt, draußen sucht. Cajetana ließ diese ihre Lebenselemente gleich einströmen, aber die Aussicht war nur auf eine enge Gasse und einen halbverfallenen Springbrunnen, dessen Wasser karg und melancholisch plätscherte. Das Alles mißfiel Cajetana im höchsten Grade, und sie hätte es vorgezogen, draußen vor der Stadt bei dem Wagenpark im Freien zu bleiben, wenn es sich nur geschickt hätte. Nach dem Mittagsmahle mit der unvermeidlichen Polenta bedauerte sie, daß sie sich die Siesta zu halten nicht angewöhnt hatte, wozu sie schon bei der Gräfin Francesca Gelegenheit gehabt hätte, aber sie fand das beste Mittel, ihre Ungeduld zu stillen, indem sie im Hause Schreibzeug verlangte und mit einiger Mühe auch erhielt. Sie schrieb an Max;

es gingen zuweilen Ordonnanzen zum Heereszuge ab, und sie wollte den General-Wagenmeister bitten lassen, den Brief zu bestellen — lagen doch noch mehrere Tage zwischen heute und dem Wiedersehen.

Als sie eben zu schreiben anfing, kam ihre Dienerin herein und meldete den Grafen Colonna, der ihr, ohne die Erlaubniß abzuwarten, auf dem Fuße folgte. Erbebend, aber mit einem stolzen Unwillen im Blick und Miene stand Cajetana auf — ein Wink befahl der Dienerin zu bleiben.

Der Graf hatte sich beim Eintritte tief verneigt; er erschien Cajetana noch blässer, als heute Morgen — sie hätte, wenn sie ihn schärfer beobachtet, das krampfhafte Zucken seiner Lippen bemerken können. Er warf einen Blick auf die Dienerin, welche an der Thüre stand, und es war ihm selbst natürlich, daß sie blieb. Ehrfurchtsvoll nahte er Cajetana noch einige Schritte, dann blieb er stehen und sprach mit bebender Stimme in italienischer Sprache, unbekümmert, ob ihn die Magd an der Thüre ebenfalls verstehe: „Madonna, ich mußte kommen, meine schwere Schuld zu sühnen! Ich habe mich an einer Heiligen vergangen, aber ich selbst bin getäuscht worden durch den schändlichsten Verrath, wie ich nun weiß —“.

„Herr Graf,“ sagte Cajetana, von seinen Worten noch mehr beunruhigt — „lassen Sie die Vergangenheit

auf ewig unberührt. Sie können mir nichts zu sagen haben —“

„Doch, Madonna! Meine bittere Reue, mein Flehen um Vergebung!“

„Ich habe längst verziehen“ — erwiederte Cajetana tief bewegt — „aber darum bitte ich Sie, Herr Graf —“

Ihre Bitte war nicht mißzuverstehen, aber Graf Pio hörte nicht darauf. „Ich bin in Wien gewesen,“ fuhr er hastig fort, „ich habe die Gräfin Francesca gesprochen, ich habe — die Andere aufgesucht, die mich getäuscht und verrathen; sie hat mir mit Hohn gestanden, daß sie mich mit Absicht betrogen, mich und Sie zu verderben —“

„Max!“ rief auf einmal Cajetana in freudigem Aufschrei, und die Erschütterung des Moments ließ sie ohne Rücksicht auf die Umgebung an ihres eintretenden Gemahls Brust sinken.

Riedau erkannte den Grafen; er schlang den Arm schützend um sein geliebtes Weib, und ein fragender Zornblick traf Colonna, während zum Erstenmale seit langer Zeit wieder an seiner Stirn blitzartig die blaue Narbe sich fein, aber unverkennbar dahinschlängelte. Cajetana, die zu ihm aufsah, erschrack.

Aber Pio Colonna sah leuchtenden Auges auf ihn und seine bleiche Wange färbte sich mit einem schwachen

Roth. „Ich bin gekommen, Abbitte zu thun," sprach er fester, als zuvor — „ich habe zu Wien von meiner Schuld die bittere Ueberzeugung gewonnen — ein Verrath, wie er nicht schwärzer ersonnen werden kann, hat mich in das Verderben gestürtzt, an einer Heiligen zu freveln — darum bin ich hier, Max, und auch Dich wollt' ich morgen aufsuchen —"

„Ist es so," rief Max, „o dann laß uns von Allem schweigen! Es konnte ja nicht anders sein."

„Lebt wohl!" entgegnete Colonna plötzlich, als auch Cajetana's Auge nach ihres Gemahls Worten sich mit einem göttlichen Strahl der Verzeihung auf ihn richtete. Eine jähe Blässe kehrte auf sein Antlitz zurück, er wandte sich ab, und ohne auf Riedau's Bitte zu achten, eilte er hinweg — hinaus, wo sein Roß stand, und dann aus der Stadt, im donnernden Galopp, daß ein Hufeisen seines Pferdes losgerissen in das höchste Fenster eines Hauses flog.

Max und Cajetana blieben tief bewegt zurück, aber sie sprachen sich aus und die Ruhe kehrte ihnen bald wieder. Sie konnten ihn ja nur bemitleiden, ihr Glück wurde dadurch nicht berührt. Max erzählte, daß er, da seine Marschcolonne heute nur wenige Miglien von dem Wagenzuge seitwärts lag, diese Nähe benutzt habe, um Nachmittag für ein Paar Stunden Urlaub zu nehmen,

und Cajetana war ihm so dankbar dafür! — Im Laufe des Gesprächs bemerkte er, daß sie oft verstohlen und besorgt ihn beobachtete, und er fragte sie danach.

„Weißt Du," erwiederte sie zögernd, „daß die Pfeilnarbe vorhin sich wieder auf Deiner Stirn gezeigt hat? Ich habe sie gar nicht mehr gesehen, seit —"

„Seit —? Nun sprich es nur aus, Du hast Dich nicht zu schämen, daß Du dem Hülflosen Deinen Beistand weihtest."

„Ja, Max — ich hatte damals nur Dein Unglück vor Augen, und was die ganze Welt sagte, war mir gleichgültig. Aber die Pfeilnarbe macht mir Sorgen, ich glaubte sie auf ewig verschwunden."

„Ein solcher Moment, wie der heutige, konnte sie wohl wieder aufwecken! Aber es ist ja nun Alles gut und sie ist wieder vergangen — nicht wahr? Sei ruhig, sie kommt nicht wieder und noch weniger bricht sie auf — denn ich habe ja kein böses Blut mehr, gegen keinen Menschen! Sollte sie aber auch einmal wieder kommen," setzte er scherzend hinzu, „so hab' ich ja einen Arzt immer bei mir. Würde Deine Liebe stark genug sein, Tani, den Schauder zu überwinden und mich zu retten, wie der Kumane einst gesagt hat?"

Sie war tief erröthet und antwortete ihm nur durch einen Blick ihrer seelenvollen braunen Augen.

„Willst Du es nicht, stolze adelige Dame," fuhr er lachend fort, „so bitte ich meine erste Liebe darum, das schöne Mädchen mit dem Rosenkranze aus der Sanct Annengasse, die wird mir schon helfen!"

Sie hatten sich längst, bei zufälliger Erwähnung, darüber verständigt, warum Cajetana bei der ersten Begegnung im Garten von Gumpendorf ihm so wunderbar bekannt vorgekommmen war. „Sterbe ich dennoch," scherzte er weiter, „so bist Du frei und kannst Deinen Herrn Ohm, den Reichsgrafen, noch heirathen."

„O pfui, Max! Treibe nicht so häßlichen Spott!" bat sie.

Er mußte nun bald nach seinem Lager zurückreiten und sah Cajetana erst wieder, als das Heer bei Mantua Halt machte und gegen den Feind eine feste Stellung nahm, wo der Wagenzug auch einrückte. Den Grafen Pio Colonna aber sah er gar nicht wieder — der war, wie gemeldet worden, von Neuem heftig erkrankt und in Marcaria zurückgeblieben, wo er leicht dem nachrückenden Feinde, der nun sein Lager kaum einen Kanonenschuß von dem kaiserlichen aufschlug, in die Hände gefallen sein konnte.

Bis jetzt hatte Cajetana ihren Gemahl noch in keinem Gefechte gewußt, war verhältnißmäßig nur auf kurze Zeit von ihm getrennt gewesen. Diese Prüfungen kamen auch für sie im Laufe des Sommers, aber wie sehr

auch ihr Herz dabei litt, sie bestand dieselben heldenmüthig, und als nach der Schlacht von Luzzara Mangel und Elend über das kaiserliche Heer kam, das zu schwach war, sich durch kühne Offensivschläge von dem mächtigen Gegner zu befreien, der es in seiner Stellung in der ungesunden Po-Niederung festhielt, als Offiziere und Soldaten monatelang ohne Sold blieben, da ertrug die treue Frau alle Entbehrungen mit lächelndem Muthe und erheiterte die Seele ihres Gatten, die sich nur ihretwegen Sorgen machte. Die Noth lähmte bald auch die moralischen Triebfedern der Truppen: waren sie doch meist geworben, nicht lauter wackere Oesterreicher, die auch an Standhaftigkeit das beste Beispiel gaben. Eine schlimme Desertion riß ein, selbst von dem eigenen Regimente des Prinzen Eugen entliefen oft zehn, einmal sogar mehr als zwanzig Mann eidvergessen den Fahnen! — Da hatte Max Riedau die Genugthuung, daß Tag für Tag von seiner Compagnie beim Appell auch nicht ein Mann fehlte; so mächtig wirkt der Einfluß eines Offiziers, der die unbegrenzte Liebe und das Vertrauen seiner Soldaten hat, und er wußte diesen guten Geist zu erhalten. Prinz Eugen ertheilte im deshalb das höchste Lob und rühmte ihn ganz ausdrücklich in seinem Berichte an den Kaiser.

Auf diese trübe Zeit folgten aber wieder bessere Tage, und als die Winterquartiere bezogen wurden, trat

für Cajetana wieder eine lange Zeit ungestörten friedlichen Glückes ein. Es wurde erhöht durch die Mutterfreuden, deren sie hier theilhaftig wurde, und wenn damit auch neue Sorgen, neue Ansprüche kamen, so wurden diese doch durch die neue Seligkeit bei Weitem überwogen. Riedau aber dachte nun zuweilen ernstlich an eine längere Trennung, und wenn er noch nicht mit Cajetana davon sprach, so war es, um sie nicht zu beunruhigen und weil er hoffte, daß bald eine Entscheidung über ihn selbst erfolgen werde; denn Prinz Eugen, als er vor seinem Abgange nach Wien das Regiment zum Letztenmale gemustert, hatte ein inhaltschweres Wort zu ihm gesagt. „Ich rechne auf Euch, Hauptmann Riedau, wenn ich Euer anderswo bedarf,“ war des Prinzen Aeußerung gewesen, worauf Max mit Freude die dankbare Versicherung seiner steten Bereitschaft für des Feldherrn Befehle gegeben. Da hatte der Soldat gesprochen, nun aber erwachte die Sorge des Gatten und Vaters und er mußte oft an Stauffenried denken. Wenn er jedoch gegen Cajetana ein Wort äußerte, daß sie mit dem Kinde bei dem neuen Feldzuge gesteigerten Gefahren entgegen gehe, hatte sie immer muthig geantwortet: „Wir stehen in Gottes Hand, und wer an seinem Platz ist, der muß Alles nehmen, wie es kommt. Mein Platz ist bei Dir, ich habe sonst keine Heimath. Unsern Knaben wird Gott uns be-

hüten!" So nahte der Frühling, als nach langer Zeit, wohl einem Jahre, in welchem Riedau gar keine Nachrichten aus Oesterreich erhalten hatte, ein Brief ankam, der freilich selbst ein sehr altes Datum trug und lange gewandert und gelegen war, ehe er seine Bestimmung gefunden hatte. Zugleich mit diesem Briefe, dessen sich Cajetana bemächtigte, denn er trug die Aufschrift an sie, überbrachte der Ordonnanzreiter auch ein Schreiben mit dem Siegel einer kaiserlichen Kanzlei an Riedau. Dasselbe machte auf einmal in Max allen Zweifeln ein Ende. Der Prinz Eugen berief ihn nach Wien, wo er sich bei ihm melden sollte. Ehe Max aber noch Cajetana davon Mittheilung machen konnte, lachte diese hell auf. „Max! höre doch!" rief sie. „Hier hab' ich von der Gräfin Königsegg einen Brief: der alte Herr hat mir ein Haus geschenkt!" Und sie lachte über diese Nachricht, die ihr so wunderlich vorkam, von Neuem ganz ausgelassen, bis ihr auf einmal der Zusammenhang, der Beweggrund, das ganze Verhältniß zum Bewußtsein kam und sie sich ihrer unverständigen Gedankenlosigkeit schämte. Sie war noch immer ein harmloses Kind! —

Max war überrascht und betroffen, als er den Brief der Gräfin auf Cajetana's Begehren laut las. Derselbe war nur kurz. Er benachrichtigte Cajetana, daß der Reichsgraf von Cronberg ihr durch eine Schenkungs=

urkunde, die ämtlich niedergelegt sei, ein Haus zu Wien, das er habe einrichten lassen, zur nachträglichen Morgengabe ihrer Vermählung übermacht habe, und forderte sie auf, davon in Person oder durch einen Bevollmächtigten Besitz zu nehmen.

„In Person!“ bestimmte Max. „Hier ist mein Schreiben: wir reisen nach Wien!“

Während Cajetana erstaunt das dienstlich ausgefertigte Schreiben aus der Kanzlei des Hofkriegsraths-Präsidenten las, zu welcher Würde Prinz Eugen in Wien kürzlich erhoben worden, überflog Max den Schluß des Briefes der Gräfin. Er enthielt nur die Erwartung, Cajetana bald wieder zu sehen.

Die beiden Gatten blickten sich dann in die Augen. „Hast Du nun eine Heimath?“ fragte Max. Ihre Zukunft hatte eine völlig veränderte Gestaltung gewonnen.

Die Meldungen im Quartier des Stabes und bei dem Obercommando, welches nach des Prinzen Entfernung wiederum Graf Stahremberg übernommen hatte, waren bald abgemacht, die Anstalten zur Reise, wo so wenig zu ordnen und mitzunehmen ist, in kurzer Zeit getroffen. Schwer wurde Max der Abschied von seiner Compagnie, und die Mannschaft gab ihm ihre Liebe und ihre Trauer um seinen Abgang in lauter Weise zu er-

kennen. Er betrachtete ihn aber nicht als einen bleibenden, da er nicht vom Regiment genommen, nur zur besonderen Dienstleistung auf eine Zeitlang berufen war.

Der Frühling erleichterte die Reise, für welche Riedau aber doch alle Vorsicht in Bezug auf das spätere Erwachen der Natur im Gebirge getroffen hatte. Sie gelangten glücklich hinüber, und Cajetana bestand nun darauf, Frau von Birkenfeld in Stauffenried zu besuchen. Der Umweg war jedoch vergeblich, Stauffenried war verkauft; die Gräfin hatte es wohl vergessen, oder es nicht für werth erachtet, zu schreiben. Der neue Besitzer wußte nicht, wohin Frau von Birkenfeld gezogen, auch in Salzburg war nichts von ihr zu erfahren. „Die Gräfin hat sie zu sich genommen,“ sagte Cajetana, und täuschte sich darin nicht.

Was harrte zu Wien Alles auf Cajetana! Ihr Herz klopfte, aber ihr Auge strahlte, als sie unter so völlig veränderten Umständen in die Kaiserstadt einfuhr, jetzt die Gattin eines edlen, ritterlichen Mannes, welcher sich selbst die Auszeichnung verdankte, die ihm auf seiner Laufbahn geworden war — und damals, als sie durch dies Thor den Weg nach dem fernen Salzburg eingeschlagen hatte, eine Geächtete! — Konnte man es ihr verdenken, daß sie einen hellen Blick nach Gumpendorf hin-

über warf, und ihren Gemahl, der bald nach der Ankunft seinen Weg dahin richtete, nicht gleich begleiten wollte?

Sie erfuhr aber eine Genugthuung, welche sie nie geträumt hatte: die Gräfin Francesca kam mit Max zurück, um Cajetana zuerst zu begrüßen. Als diese sie vom Fenster in dem wohlbekannten Wagen erkannte, eilte sie ihr beschämt und freudig bis auf den Hausflur entgegen. Die Gräfin litt es nicht, daß sie ihr die Hand küßte; sie schloß sie stumm in ihre Arme und ließ sich von ihr in das Zimmer führen, wo sie Cajetana erst aufmerksam betrachtete. Die junge Frau mußte wohl die Prüfung gut bestehen. Sie nahm den Glückwunsch der Gräfin demüthig auf und brachte ihr auf Verlangen ihren Knaben, den Francesca, welche selbst kein Kind besessen, mit freundlichen Blicken ansah. Von der Vergangenheit war keine Rede; die Gräfin sprach baldmöglichst von der Schenkung des Reichsgrafen und wies Riedau an den Grafen Trautson, welcher es bei der Abreise Wratislaw's, der zu diplomatischen Verhandlungen verschickt war, übernommen hatte, diese Angelegenheit zu ordnen. Dann erzählte sie kurz, daß Fräulein Riedau aus ihrem Dienst am Hofe getreten sei und eine eigene Wohnung bezogen habe — wo? das wußte die Gräfin nicht. Sie brach nun auf, und beim Abschiede, den sie von Cajetana nahm, zeigte sie eine wahre, vom Herzen kommende Innigkeit. — „Wir

sehen uns nun wohl öfter!“ sagte sie. „Die Birkenfeld sende ich Ihnen morgen.“

Es widerstrebte Riedau, sogleich den Grafen Trautson zu besuchen, was er ohne diese seltsame Angelegenheit gethan haben würde. Er ging vielmehr aus, die Wohnung seiner Schwester zu erfragen. Cajetana blieb bei ihrem Kinde zurück. Sie sang es eben in Schlaf, als leise an ihrer Thüre geklopft wurde. Auf ihr Herein! erschien mit freudeverklärtem Angesicht auf der Schwelle, in städtischer Kleidung fremdartig zwar, aber doch auf den ersten Blick erkannt Kathi. Sie eilte zu Cajetana, die ihr ein Willkommen zurief, und weinte vor Entzücken, sie wieder zu sehen. Graf Trautson, in dessen Hause sie grade gewesen, hatte sie hergeschickt. Da gab es viel Fragen und Verwunderung — denn Kathi war seit einigen Monaten auch verheirathet, und mußte erzählen, wie das gekommen war. Freilich verschwieg sie dabei, wodurch sie das Herz der Frau Riedel gewonnen hatte, wenn sie auch der Bedrängniß erwähnte, in welcher die Familie gewesen, und die nun durch geschickte Geschäftsführung und Gottes Gnade glücklich vorüber gegangen war. Sie berichtete auch lächelnd, daß Frau Riedl zufrieden gewesen, eines Schulmeisters Enkelin und kein Zigeunermädchen in ihr zu finden, und daß sie ihre Berechtigung, sich wie eine Bürgerstochter zu kleiden, was sie zuerst auf den

Wunsch ihrer Gräfin gethan, bei jener Entdeckung schon vor ihrer Verlobung anerkannt habe.

So plauderte sie noch lange und erzählte auch von ihrer Gräfin, wie engelsgut diese noch immer gegen sie sei und eigentlich ihr Glück begründet habe. Da kam Riedau zurück. Er war von Kathi's Erscheinung überrascht und wünschte ihr von Herzen Glück. Sie entfernte sich nun, von Cajetana mit Grüßen beauftragt und der Verheißung ihres baldigen Besuchs in der Sanct Annengasse. Max konnte ihre Entfernung kaum erwarten, um Cajetana zu berichten, daß er Trautson begegnet sei und dieser ihn nicht entlassen, sondern mit sich genommen habe, um ihn mit dem Stande der Cronberg'schen Schenkung bekannt zu machen. Der Reichsgraf war zu Wien, hatte von Wratislaw gehört, daß Riedau baldigst ankommen müsse, und wollte nun seine Verwandte selbst feierlichst in das ihr zugedachte Besitzthum einführen. Die einstige Schwachheit hatte er nach Trautson's Zeugniß überwunden und nahm auch bereits wieder unter seines Veit's Pflege erfreulich zu. — „Du wirst Dir denn schon gefallen lassen," schloß Max, „in der Karosse mit den Tigerpferden Deine feierliche Auffahrt in Deine künftige Wohnung zu halten. Dort weiß ich Dich in Zukunft wohl und sicher geborgen, wenn ich im Felde für meinen Kaiser und sein gutes Recht

kämpfe, und alle Winter komme ich nach Wien, bis endlich Friede wird!"

Er ahnte nicht, daß der Kampf um das gute Recht des Hauses Oesterreich gegen Frankreich und im eigenen Lande gegen Rebellen noch so lange Jahre dauern sollte; aber der Friede, der, wenn er auch nicht Alles brachte, was Oesterreich zustand, nicht die Krone Spaniens, aber doch weite und schöne Besitzungen der Niederlande, Mailand, Mantua, Neapel, Sardinien! — dieser Friede kam endlich doch! —

Cajetana ergab sich um ihres Kindes willen in Alles, was Max für ihre Zukunft schon im Voraus heute anordnete. Sie fragte ihn dann nach seiner Schwester. Er hatte sie gefunden, mit dem Schicksal ausgesöhnt, ihre Schwester, wie sie Cajetana genannt, mit offenen Armen erwartend.

„Wenn all' das, was mit mir geschehen soll, nur vorüber wäre!" seufzte Cajetana. „Ich fürchte mich vor dieser Begegnung, die mich tief beschämt und wo ich doch soviel Dank schuldig bin. Nur freue ich mich, daß ich meine liebe Frau von Birkenfeld wieder sehen soll und daß sie nun doch wohl bei mir bleibt, wenn Du mich in Wien zurücklassen willst — ist es Dein Ernst?"

Er hatte seine Meldungen auf Morgen verschoben und kannte daher seine Bestimmung nicht, die ihn vorerst

mit dem Prinzen nach Ungarn führen sollte. Aber er stellte Cajetana von Neuem vor, was sie längst eingesehen hatte, und sie unterdrückte die Thräne auch, die sich in ihr Auge schlich.

„Du bist mein Herr, Max, und weißt es am besten," sagte sie. „Du sollst immer eine rechtschaffene Soldatenfrau an mir finden!"

Ende des vierten und letzten Bandes.